Comptes rendus

Richard ALSTON, *Rome's Revolution. Death of the Republic and Birth of the Empire*, Oxford, Oxford University Press, 2015 (Ancient Warfare and Civilization), 23,5 × 15,6 cm, 408 p., 18 fig., 7 cartes, 20.00£, ISBN 978-0-19-973976-9.

An den Iden des März 44 v. Chr. wurde Iulius Caesar im Senat niedergestochen. In der Retrospektive erscheint seine Ermordung durch die Verschwörergruppe um Brutus und Cassius als großer Fehler, denn die Handlung, die auf die Restauration der Republik zielte, führte schließlich zu ihrem Ende. Wieso die Republik unterging und stattdessen in ein Kaiserreich überführt wurde, ist der Gegenstand des zu rezensierendes Buches (hierzu v. a. Ronald Syme, *The Roman Revolution*, London, 2009 [Reprint]; Erich S. Gruen, *The Last Generation of the Roman Republic*, Berkeley, 1974), das in der Reihe *Ancient Warfare and Civilization* erschienen ist. Der Autor, der sich mit Schriften zum römischen Kaiserreich (*Aspects of Roman History*, 31 BC - AD 117, London, 2014[2]) und zur politischen Kultur in der Antike (zus. mit Onno M. Van Nijf, *Political Culture in the Greek City after the Classical Age*, Leuven, 2011) hervorgetan hat, geht in diesem Kontext insbesondere der Frage nach, wie es die augusteische Herrschaft vermochte, fünf Jahrhunderte der Republik durch eine Monarchie zu ersetzen. – In der kurzen Einleitung des achtzehn Kapitel fassenden, mit ebenso vielen Illustrationen und sieben ansprechenden, dazu sinnvollen Karten versehenen Buches, macht Richard Alston deutlich, dass er die Geschichte einer Gesellschaft erzählen wird, in welcher die soziale Ordnung durch den Gebrauch von Gewalt behauptet wurde. Das erste Kapitel ist der paradoxen Natur der römischen Revolution gewidmet; paradox unter anderem deswegen, weil der Schlüsselmoment, die Ermordung Caesar, eine völlig andere Intention aufwies. Die Verschwörer waren gebildete, politisch kundige Männer, die davon überzeugt waren, dass ihr Vorgehen in die Restauration der Republik münde. Der Verfasser diskutiert anschließend die provokative, an Syme erinnernde Begriffswahl des Titels und verweist auf den Regierungswechsel, der zwar nicht durch eine revolutionäre ideologische Leitidee begleitet wurde, aber eine reale Machtverschiebung zur Folge hatte, die die Machthabenden beschränkte und eine neue Regierung installierte (S. 4; 7-9). Die Kapitel 2-4 bieten einen Rückblick der krisenhaften römischen Geschichte von den Reformen der Gracchen, mit denen verstärkt Verfassungsbrüche und Gewalt Einzug hielten, und des größer werdenden Einflusses der Feldherren bis zur Ermordung Caesars. Dabei macht der Verfasser deutlich, dass es innerhalb der römischen Eliten zwar beträchtliche Konkurrenzkämpfe gab, aber keine Opposition zu diesem Regierungsstil. Folglich war die Reaktion auf fundamentale Defizite nicht ihre Reformierung, vielmehr wurde die als gefährdet empfundene soziale Ordnung durch eine Rückbesinnung auf eine Reihe alter moralischer und politischer Werte zu korrigieren versucht. – Die folgenden vier Kapitel schildern die wechselhaften Allianzen und turbulenten Ereignisse, an deren Ende die Konstituierung des Triumvirats des Marcus Antonius, Octavian und M. Lepidus im November 43 v. Chr. stand. Anhand unzähliger Beispiele verdeutlicht der Autor wie die Konskriptionen nicht nur zur Suspendierung der Bürgerrechte und der politischen Praxis, sondern zur Spaltung der römischen Gesellschaft und – mindestens genauso folgenreich – zur Finanzierung der Revolution führten (S. 135-147). Anschließend schildern die Kapitel 9-12 den Sieg der Triumvirn über die Pompeianer und die sich bei Actium

zuspitzende Auseinandersetzungen um die Alleinherrschaft, die letztlich Octavian erringt. Während die nächsten vier Kapitel die sukzessive voranschreitende augusteische Ordnung im Gewande der Republik thematisieren, behandeln die letzten beiden Kapitel (17-18) den Aufbau der dynastischen Herrschaft, ihre Erschütterungen durch den Tod bzw. anderweitigen Ausfall mehrerer Mitglieder und den Herrschaftsbeginn des Tiberius, welcher ohne Restauration der Republik vonstattenging. In der kurzen Schlussbetrachtung argumentiert der Autor für die Auffassung, dass in den 57 Jahren zwischen Caesars Ermordung und Augustus' Tod eine Revolution stattgefunden habe. – In seiner Darstellung fokussiert der Autor die Machtnetzwerke der Triumvirn Marcus Antonius und Octavian (verständlicherweise nicht Lepidus), die ihnen in der post-cäsarischen Zeit die Vorrangstellung brachten. Es handelt sich nicht um eine Netzwerkanalyse, vielmehr wird die Betrachtung der Netzwerke wiederholt in das flüssige Narrativ der großen Ereignisse integriert. Der Autor stellt die Unverzichtbarkeit der Netzwerke bereits in der Republik heraus, betont zugleich, dass diese aber keine extensiven Ressourcen kontrollierten, am ehesten vermochten dies militärische Netzwerke. Gegen Ende der Republik gewannen diese Netzwerke bei Caesar und Pompeius an Bedeutung, besaßen sie doch das Potenzial patrimonial, d.h. eine monopolistische Kontrolle über ökonomische, soziale und politische Ressourcen zu erlangen und den Einfluss konkurrierender Gruppen zu marginalisieren. Ging den republikanischen Netzwerken die dauerhafte Stabilität ab, so erachtet es der Autor als einer der vordergründigen politischen Leistungen der Triumvirn solche Netzwerke aus dem revolutionären Aufruhr zu einem permanenten Merkmal des politischen Lebens überführt zu haben (S. 12). In der Ära der großen Feldherrn Caesar und Pompeius wurde die Frage nach der Kompatibilität dieser herausragenden Persönlichkeiten in den republikanischen Traditionalismus virulent: ihre Stellung stand im Widerspruch zum republikanischen Ideal der Gleichheit. Dieses Problem der Vereinbarkeit sollte sich bei M. Antonius unmittelbar nach den Iden des März wiederholen (S. 62; 86). Caesars Stellung in Gallien hatte es ihm ermöglicht, ein patrimoniales Netzwerk aus Soldaten, Offizieren, Geschäftsleuten und politischen Repräsentanten aufzubauen. Dennoch war – so der Autor (S. 70) – der von Caesar initiierte Krieg kein beabsichtigter, weil Caesar lediglich die angemessene Stellung für sich und seine Anhänger innerhalb der Republik einforderte, diese selbst keineswegs bedrohte. All diese Mitglieder des Netzwerkes prüften im eigenen Interesse ihre Optionen, erst recht nach Caesars Ermordung. Wirkte der Sieg der vereinigten, vom Senat beauftragten Heere über Antonius bei Mutina 43 wie die Kulmination der politischen Prozesse, an deren Ende der Sieg der konservativen Ordnung stünde (S. 98), so vermochten die anfangs widerstreitenden Antonius und Octavian als Anführer der Caesarianer von diesen Humanressourcen zu profitierten (exemplarisch: Abfall der Soldaten des Lepidus zu Antonius; Octavians Mobilisierung der cäsarischen Veteranen). Deutlich wurde dies durch die Unzulänglichkeit des die Kontrolle verlierenden Senats, den soldatischen Forderungen nach einem Konsulat für Octavian zu begegnen. Dessen Macht beruhte nicht auf einem Amt oder auf einer konventionellen Hierarchie, sondern einzig auf den Soldaten, die ihm zur Seite standen (S. 117) – und dem Senat fehlten. Nach Bildung des Triumvirats nutzen die drei Führer die Proskriptionen zur größten Umverteilung des Reichtums in der römischen Geschichte (S. 147), und sicherten sich Loyalitäten bei den begünstigten Soldaten und Plebejern. Diese Finanzierung der Revolution war ein wichtiger Schritt zur Festigung ihrer Vorherrschaft, die schließlich in den Schlachten bei Philippi (Okt. 42 v. Chr.) militärisch durchgesetzt wurde. Das Triumvirat stellt für den Verfasser eine revolutionäre Periode dar: schon die Bezeichnung bedeutete de facto das Ende des politischen Systems und ferner berührten die finanziellen und machtpolitischen Veränderungen die ganze römische Gesellschaft. – Die Deutung des Verfassers, der Perusinische Krieg (41-40 v. Chr.)

zwischen Octavian und dem Konsul und Bruder des Triumvirn, Lucius Antonius, sei der Versuch gewesen, das Triumvirat zu beenden und zur Republik zurückzukehren (S. 172), wird nicht allenthalben Zustimmung finden. Doch diesen Krieg nutzt der Autor zur Veranschaulichung der Mündigkeit der Soldaten, die ihre Interessen gewahrt sehen wollten, und wodurch das Verhältnis zwischen den Triumvirn und ihren Soldaten eine wechselseitige Abhängigkeit offenbarte. Der Autor liegt damit richtig, dass eine genaue Rekonstruktion der Netzwerke unmöglich ist (S. 85); auch die geringere Berücksichtigung des Netzwerks von Marcus Antonius (das Verhältnis zu Kleopatra erfährt Beachtung) ist durch die Konzentration auf Octavian / Augustus noch nachvollziehbar, doch das beinahe gänzliche Fehlen der Klientelkönige (einzig Herodes der Große wird thematisiert, S. 216) in diesem Zusammenhang ist zu beanstanden. Treffend ist die Feststellung, dass angesichts der kommunikativen Natur der Netzwerke und in Anbetracht der antiken Kommunikations- und Reisewege Octavians Sitz in Italien einen Vorteil zu Antonius' Aufenthalt im Osten darstellte (S. 198f.), dessen Liaison mit Kleopatra der Autor zu einer wohltuenden, Abwechslung bringenden kulturgeschichtlichen Betrachtung veranlasst (S. 189-196). Hervorragend sind die ausführlichen Darstellungen der Kampfhandlungen bei Philippi und Actium inklusive einer vorbildlichen Quellenanalyse (Kapitel 9 und 12). – Nach Actium stand Octavian an der Spitze eines politischen Netzwerkes, in das er teils ehemalige Anhänger des Antonius integrierte, und das ihm riesige Ressourcen zur Verfügung stellte (S. 237). Gehüllt in eine republikanische Fassade verankerte Octavian / Augustus seine reale Macht in eine ordnungsgemäße Bündelung von Befugnissen und Vollmachten, sodass er sukzessive eine Monopolstellung in den wichtigsten Bereichen der Politik und des Heeres erlangte. Die Kontrolle über die Armee und Provinzen übertrug er ihm loyalen Personen. Ein bescheidenes Auftreten, die Aufhebung der widerrechtlichen Gesetze aus der Zeit des Triumvirats und eine Stärkung des Ansehens des Senats durch dessen Reduzierung sollten Angriffe auf seine herausragende Stellung verhindern. Durch unterschiedlich geartete Förderungen und Ehrungen bzw. ihrer Hinderung verpflichtete er sich zunehmend Aristokraten, die sich mit den Gegebenheiten arrangierten. Augustus gelang es durch die Inanspruchnahme der ihm und seinen Partnern (etwa Agrippa) zur Verfügung stehenden Ressourcen sich als Verteidiger plebejischer Interessen zu präsentieren und zugleich der senatorischen Aristokratie zu verdeutlichen, dass nur er mit seinem Netzwerk und seiner *auctoritas* die Ordnung, Sicherheit und Frieden gewährleisten kann – beispielsweise infolge der Unruhen und Hungersnot 22 v. Chr., die – so die Vermutung des Autors (S. 264) – von Augustus initiiert worden sein könnten. Augustus investierte vorausschauend in die Plebs, denen die Senatoren vor allem Verachtung entgegen brachten (S. 260). Die Sicherstellung von bezahlbarem Getreide, wiederholte Geldschenkungen, Koloniegründungen sowie dem Allgemeinwohl dienende Bauprojekte (Aquaedukte, Bäder) verschafften Augustus und Agrippa ebenso hohe Sympathiewerte und Unterstützung wie die Protegierung und der Aufbau einer Dynastie. Der Ertrag war nicht gering, zeigte sich doch die Plebs auf der politischen Bühne ebenso wie die Soldaten fähig, ihren Willen zu äußern und den Senatoren aufzuzwingen. Um 18 v. Chr. war Augustus in allen Bereichen des politischen Lebens dominant und die dynastische Herrschaft war mit geeigneten Nachfolgern aus der julisch-claudischen Familie vorbereitet (S. 277f.), dies sollte nach seinem Tod im August 14 n. Chr. trotz so mancher familiärer Tragödie (Tode des Marcellus, Agrippa, C. und L. Caesar), politischer Krisen (Weggang Tiberius; Varusschlacht) oder (vermeintlicher) Verschwörungen der Fall bleiben. Der Autor schildert auch wie der politisch-militärischen Revolution eine kulturelle folgen sollte, die er jedoch in Übereinstimmung mit der Forschung in Bezug auf die Sittenpolitik als fehlgeschlagen bezeichnet (S. 283-291; 325). – Zu den Stärken dieses Buches gehört definitiv die flüssige, politisch-ereignisgeschichtliche Erzählung, die die

Transformation der römischen Republik in das Prinzipat als eine gewalttätige, revolutionäre Phase schildert. Mit der Fokussierung auf die politische Kultur einerseits, den Bedürfnissen und Interessen der Soldaten und Plebejer andererseits kann der – mitunter Ironie und feinen Humor beweisende (S. 281 letzter Absatz; S. 370, Anm. 34 und 35) – Autor deutlich machen, weshalb Augustus nach der siegreichen Auseinandersetzung gegen die Caesarmörder und Antonius über ein immenses Potenzial gebot, das ihm half, seine Vorrangstellung zu sichern und eine dynastische Monarchie einzuleiten. Es ist all jenen Interessierten zu empfehlen, die eine zusammenhängende Darstellung des Gegenstandes in bester Tradition britischer Narrative suchen. Unüblich für den Verlag sind eine Reihe von Schreib- und Interpunktionsfehlern (2 x S. 48; 63, 92, 137, 217, 237), fehlerhafte Kennzeichnung von Illustrationen (S. 208-209) und Anmerkungen (S. 365; 371, Anm. 29). Fuad ALIDOUST.

Laura AMBROSINI / Vincent JOLIVET (éds.), *Les potiers d'Etrurie et leur monde : contacts, échanges, transferts. Hommages à Mario Del Chiaro*, ouvrage publié avec le soutien du laboratoire d'excellence TransfertS, textes traduits par V. J., Paris, Armand Colin / Recherches, 2014, 430 p., VIII pl., fig., 40 €, ISBN 978-2-200-28769-6.

Dans la foulée de J.D. Beazley, M. Del Chiaro a marqué d'une empreinte indélébile les recherches concernant la céramologie italique, étrusque en particulier. L'ouvrage, qui lui est dédié, s'ouvre sur un rapide aperçu de sa biographie et sur une énumération impressionnante de ses contributions (p. 21-29). D'origine italienne, M. Del Chiaro, professeur des universités de San Francisco et de Santa Barbara, a en outre participé à de nombreux chantiers de fouilles en Etrurie, la terre de ses ancêtres. Les trente-deux contributions concernent la période qui s'étend de la fin du VIII^{e} siècle (début de la période orientalisante) au début du I^{er} siècle avant J.-C. Elles traitent du banquet et du symposion, de la commercialisation de la céramique à travers la Méditerranée, des caractéristiques de certains ateliers à l'époque classique et de la production de série à l'époque hellénistique. Cet ouvrage complété par des *indices* géographiques, des artisans et artistes, des sites et des ateliers, apporte un éclairage intéressant et important sur la question des rapports entre mondes grec et étrusque et celles des typologies et des décors. Pol DEFOSSE.

Shadi BARTSCH, *Persius. A Study in Food, Philosophy, and the Figural*, Chicago, The University of Chicago Press, 2015, 24 × 16,5 cm, VIII-260 p., 50 $, ISBN 978-0-226-24184-5.

Shadi Bartsch has provided us with a fascinating and innovative window into the twisted world of the short-lived Stoic satirist, Persius (AD 34-62), author of only six satires, composed under Nero. He was inducted into Stoicism by Annaeus Cornutus, but is said to have held Seneca, whom he got to know towards the end of his life, in low esteem. His library is reported to have contained an enormous body of work by the third century Stoic, Chrysippus. The Suetonian life of Persius claims that Persius had a close friendship with Thrasea Paetus, one of Nero's Stoic opponents, and that Persius was related to his famous wife, Arria. After the death of Persius, Cornutus edited certain references in his text, construed as attacks on Nero. The main message of the satires, however, relates to philosophy rather than politics. For all its brevity, the text of Persius is compressed and often opaque, delivering through complex imagery an unrelenting Stoic message, expressed with a colloquial vocabulary. Still, Suetonius claims that his book was snapped up by contemporaries. – B.'s brief is to review Persius' use of his

predecessors, explicate his Stoicism, and provide a guide to the cultural significance of Persius' figures and imagery. She introduces the challenges of reading Persius, and his debts to Lucretius and Horace, both of whom the poet criticises explicitly or implicitly, particularly Horace on the issue of poetic propriety. Lucretius is credited with supplying the language of tasting, so central to the treatment in this book. Persius emerges as an ancient proselytising vegetarian. His poetry provides a medically beneficial diet. Persius has an idiosyncratic approach to his Stoic mission. Much emphasis is placed on self-knowledge and avoiding wasting time on empty activity, or following the crowd, instead of concentrating on moral ideals. Stoic doctrine encouraged plain speaking, but Persius preferred unfettered language which shows certain affinities with the Cynic school. He hopes to indoctrinate through distaste and revulsion. – Chapter 1 presents literary texts as bodies, and good literature as nourishing. Persius identifies the consumption of bad poetry as akin to cannibalism, and contrasts Horatian ideas, expressed in the *Ars Poetica,* about what is decorous/indecorous in poetry. The satiric tradition had employed metaphorical consumption since the time of Lucilius. Persius aims to disgust his readers through the hostile use of meat eating and cannibalism as motifs. Satires 1 and 5 re-evaluate Horace, and Persius rebuts his predecessors, especially Horace, by portraying the body of poetry as a blemished human body, not a totally new idea, explored here through a lengthy discussion of Roman reception of the cannibalism of Thyestes. Persius has a mission to underline the unsavoury diet in contemporary literary culture. He disregards the propriety of Horace, and claims his own poetry as a totally healthy eating regime. Dietary questions are explored through a wide array of ancient texts and typical medical analyses are subjected to scrutiny. Persius' lurid taste in images is thus contextualised and brought into sharp focus. – Chapter 2 starts with Plato's *Gorgias* 465c where deceptive arts are contrasted with true arts (cookery, rhetoric versus justice, medicine). Neither cookery nor rhetoric can qualify as a true art – they are forms of flattery, and pander to the lower senses. Persius attacks rich food, which is too much influenced by pleasure and too little concerned with merely sustaining life; thus Persius takes on a Platonic view of food, and his own diet involves vegetarianism and indifference to pleasure. Persius' satire is a food in itself, a healthy combination of vegetable ingredients. The chapter reviews how Romans regarded food and medicine, especially hellebore, looking at advice provided by Pliny and Celsus, amongst others – an example of the broader cultural issues covered in this volume. – Chapter 3 is concerned with sex, examining Satire 4 closely. This is an adaptation of the pseudo-Platonic *Alcibiades I* in which Socrates converses with Alcibiades on the topic of his ethical fitness for political life. Socrates insists on the need for self-knowledge. Alcibiades leaves the discussion more aware of his failings – as B. says, this is a desexualised model of the teacher-student relationship. Persius in contrast takes this as the conquest of Alcibiades by Socrates. Alcibiades thus becomes Socrates' pupil and lover. Persius' Alcibiades has yielded to luxury and needs a purge of hellebore. Here B. differentiates Greek and Roman views of sodomy and detects implicit criticism of Greek habits on the part of the satirist. B's account of Satire 5 distances Roman Stoicism from the erotic context through discussion of Persius' relationship with his own teacher, Cornutus, who is depicted as student-centered, unlike Socrates, with his focus on the needs of the citizen. He has no use for politics and city life. He is not training a *politikos aner*. Cornutus saved Persius from the prostitutes of the Subura, and rescued his soul. The important area of Roman attitudes to homosexuality is thus carefully explored in this chapter. – Chapter 4 addresses the association of metaphor with pleasure in antiquity – an issue, since Persius eschews pleasure in his provision of satire. Horace employed metaphors to sweeten and to avoid Lucilian bitterness. Lucretius also sweetens his philosophical pill. In contrast, Persius favours sharpness (*acris iunctura*) as part of

his demonstration that he was not pandering to the mob. Persius returns to the Lucilian approach. His is a Stoic model of poetics, and Persian satire is construed as a digestive remedy for the ailing Romans (174). – Chapter 5 brings the study to completion with a review of findings. The fundamental issue is Stoicism, and the injunction to turn the gaze inwards. Only Satire 5 is directly involved in promoting Stoicism, but elsewhere themes include the ethics of eating and the needs of the body. B. emphasises the negativity of the treatment, and queries whether this may represent the 'before' picture, about to be improved by the vegetarian cure. A further question is whether Persius offers a consistent system, and B. explores some of the inconsistencies in the metaphors employed, which she believes are deliberate (183). She concludes that there is substantial recognition of human fallibility, and that Persius has chosen discordant images to encapsulate his reading of the human condition. Some will find this less satisfying than the general thrust of this essential study of Persius. Hugh LINDSAY.

Maria Cristina BIELLA, *Impasti orientalizzanti con decorazioni incise in agro falisco*, Trente, Tangram, 2014 (Aristonothos. Quaderni 2), 30 × 21,5 cm, 429 p., nombr. fig., 42 €, ISBN 978-88-6458-085-2.

Cet ouvrage est la suite de l'étude du même auteur publiée en 2007 intitulée *Impasti orientalizzanti con decorazione ad incavo nell'Italia centrale tirrenica*. C'est donc à une autre classe particulière de la céramique en *impasto* que s'est intéressée l'A. : les vases à décoration incisée du territoire falisque. Le matériel de la même catégorie, provenant de la région de Capena, devrait faire l'objet d'une étude ultérieure. Cette approche régionale du matériel, souvent réuni jusqu'à une époque récente sous l'étiquette « falisco-capenate », se justifie pleinement par des différences notables entre les deux zones qui avaient déjà été mises en évidence par L. Adam Holland en 1925 (*The Faliscans in Prehistoric Times*). Le catalogue, soit environ 650 pièces (p. 37-152) provenant essentiellement des musées italiens, est ordonné selon une présentation géographique par localités du territoire falisque (*Falerii*, Narce, Corchiano, Vignanello et Gallese). Les vases sont regroupés selon la nomenclature de F. Parise Badoni (a cura di), *Ceramiche d'impasto di età orientalizzante in Italia. Dizionario terminologico* et classés en deux catégories : ceux dont l'examen direct a été possible et ceux qui n'ont pu être étudiés visuellement. Chaque objet a été dessiné et photographié par l'A. Il n'est pas possible dans le cadre de ce compte rendu de détailler toutes les remarques et observations décrites par Mme Biella. J'attirerai cependant l'attention sur quelques aspects de la technique utilisée (chap. II). Les incisions, qui sont antérieures à la cuisson, ont été faites à l'aide de stylets, d'épaisseurs diverses sur des parois relativement sèches, lisses et polies qui n'étaient pas, semble-t-il, à consistance cuir. Cette technique permettait de tracer des traits réguliers, surtout quand ils étaient rectilignes. Les artisans utilisaient aussi pour les arcs de cercles le compas et pouvaient tracer les lignes à main libre alors moins précises. Dans ce cas, des repentirs ont pu être observés. Autre élément important : les sillons étaient remplis par une pâte colorée rouge ou blanchâtre. Dans le chapitre III, l'A. s'est intéressée à la *Morfologia e funzione del vasellame* (p.157-192). Le classement et la description des formes présentes sur les différents sites attestent une certaine diversité : certaines formes n'étaient pas appréciées : le vase biconique, le lécythe ; l'aryballe, la pyxide ne sont pas fréquents; par contre l'oenochoé est surtout attestée à *Falerii* et l'amphore avec décoration incisée en forme de spirales est bien représentée à Narce. À remarquer une céramique en forme de barquette à fond plat, un *unicum* en territoire falisque qui rappelle des exemplaires semblables retrouvés en Étrurie avec laquelle les contacts furent nombreux. On peut observer aussi que les formes plus petites sont majoritaires et qu'il s'agit

surtout d'une vaisselle de table, liée à la consommation et à la conservation de liquides, beaucoup moins à la conservation de denrées alimentaires. Ces observations, qui ont un caractère général, n'occultent pas des particularités propres à chacun des sites étudiés. Ainsi, les affinités avec le *bucchero* sont soulignées à plusieurs reprises, particulièrement avec des vases provenant de Cerveteri (finesse des parois, kotyle avec décor en éventail). Les rapprochements avec les territoires limitrophes (*Caere*, Véies) ne pourront toutefois être étudiés d'une manière satisfaisante que lorsque nous serons en possession d'études systématiques de ces régions à l'époque orientalisante. Du point de vue de la décoration, on constate qu'une majorité de vases présentent une décoration non figurée, de type géométrique, végétale ou florale très variée (palmette, motif en croix, double spirale, lignes verticales ou horizontales, méandres…) qui, mise en relation avec les types de vases, attestent certainement une affinité entre la décoration et certaines formes. Il ne me semble pas cependant, comme le dit à juste titre l'A., qu'il faille en tirer, du moins en l'état présent, des conclusions concernant l'existence d'ateliers ou une organisation typologique, même si des rapprochements peuvent paraître troublants (par exemple la double spirale présente sur les amphores, les chaînes de triangles fréquentes sur les épaules des *oenochoai*). Tout au plus peut-on procéder à des regroupements. Quant aux décorations incisées figurées, moins nombreuses, ce sont surtout des animaux (chèvres, bouquetins, taureaux, serpents avec une prédilection pour le cheval, le poisson ou des volatiles). Le centaure est attesté à deux reprises à Narce (Monte lo Greco et Soriano) mais est extrêmement douteux sur le fragment de *Falerii*. À remarquer également une scène de navigation sur des tessons retrouvés à Penna (à l'ouest de *Falerii*) avec une embarcation qui rappelle celle de la nécropole de Casaleccio (Véies). Comme représentation figurée peu fréquente, il faut signaler aussi un instrument de musique à cinq cordes sur le col d'une oenochoé de Quinto Sepolcreto (Narce). Fournir une datation de tout ce matériel soulève plusieurs questions. M-C. Biella reconnaît honnêtement que la chronologie est le point faible de son travail. Plusieurs raisons expliquent cela : absence d'une étude systématique des nécropoles du territoire falisque, le fait que de très nombreuses sépultures ont été violées et le manque de matériel d'importation qui pourrait définir des repères chronologiques. Néanmoins, une centaine d'ensembles a pu être étudiée et une chronologie même approximative a pu être proposée. Le matériel le plus ancien a été retrouvé dans des sépultures datées de la fin du VIII^e^ s. Il apparaît cependant que les ensembles analysés appartiennent surtout à la première moitié du VII^e^ s. et qu'à partir du milieu des années 650, la production de céramique d'impasto incisée connaisse un déclin. Cette évolution est sans doute liée à l'introduction de la céramique en bucchero, copiée et imitée par les potiers locaux, et à l'intérêt, au début de l'orientalisant récent, pour la céramique figurée attique. Ce schéma chronologique doit évidemment encore être affiné, ce qui ne pourra se faire qu'à partir d'une analyse approfondie du matériel. On peut souhaiter à ce propos que Mme Biella disposera des moyens de réaliser ce travail. On retiendra encore de cette excellente étude de classement et de description d'un matériel longtemps ignoré que Mme Biella a établi une grille de lecture pour les mises à jour futures de cette production artisanale locale et spécifique, peu soumise aux influences extérieures. Cet ouvrage sera utile également pour une meilleure identification de vases conservés dans les musées et servira de référence pour mieux comprendre les relations avec les zones limitrophes, tout particulièrement *Caere*. Ces quelques remarques attestent la richesse de cette étude à laquelle une abondante illustration donne toute sa valeur mais curieusement, Mme Biella n'accorde guère d'attention aux signes symboliques et aux quelques inscriptions étrusques figurant sur certains vases (Appendice I). Un commentaire ou une retranscription de ces signes auraient été, me semble-t-il, utiles.

Pol DEFOSSE.

Florian BLANCHARD, *Jupiter dans les Gaules et les Germanies*, Rennes, Presses Universitaires de Rennes, 2015 (Archéologie & Culture), 22 × 28 cm, 204 p., 100 fig., cartes, 24 €, ISBN 978-2-7535-3594-7.

Combien il est rassurant de tenir en main un ouvrage inscrit dans la tradition des études iconographiques de l'Antique. En l'occurrence, il est consacré au *Deus Maximus*, Jupiter et sa représentation en Gaule et en Germanie, autant de provinces qui offrent l'avantage de réunir des témoignages en nombre utile. – Ce que le titre ne précise pas, c'est que seule est envisagée la représentation sculptée sur pierre. L'enquête menée n'ambitionne pas d'enrichir le corpus d'Espérandieu, complété depuis par les travaux spécifiques de Peter Noelke mais bien de cerner la signification de ces monuments joviens, leur origine et leur rôle dans la société, en même temps que leur destin. – Ainsi l'étude catégorise les piliers, les arcs votifs et les colonnes, dont celles du cavalier à l'anguipède. L'A. revient sur les représentations classiques du dieu et sur la place de son culte pour pouvoir en établir la diffusion et ses étapes dans la partie occidentale de l'Empire. Comme on s'en doute, la ronde bosse, au fur et à mesure qu'on s'éloigne du pourtour méditerranéen en direction du *limes* rhénan, se raréfie. De ce fait, la représentation sur les stèles s'écarte d'autant du modèle classique. Un chapitre est consacré aux « images spécifiquement gallo-romaines » à savoir celles qui associent Jupiter à une roue, d'une part, et à ces êtres monstrueux, un ou deux anguipèdes au pied du dieu ou piétiné par un cavalier, d'autre part. Chaque type ainsi défini renvoie à des cartes de répartition en annexe qui, par cité, témoigne de la densité des représentations retrouvées. Comme souvent avec les cartes de répartition du mobilier archéologique, elles reflètent toujours plus l'intensité de l'activité archéologique qu'elles ne livrent une interprétation univoque. – Le chapitre consacré à la diffusion des modèles classiques identifie les images et leurs vecteurs de propagation. Cet aspect se heurte à la question délicate de la chronologie de production. Encore faut-il identifier des ateliers éventuels que l'on suppose installés au sein des agglomérations importantes. Des mains qui caractériseraient l'un ou l'autre sculpteur sont encore plus insaisissables. Il est évident que certaines sculptures sont l'œuvre d'artisans qui semblent maîtriser les canons de l'art classique au contraire de la plupart. – Quelques pages sont enfin consacrées à la destruction et aux réutilisations comme matériaux de construction de ces éléments sculptés, une position secondaire qui concerne « plus de la moitié des témoignages des Germanies » (p. 139). On aurait souhaité à ce sujet plus de précisions chiffrées pour l'ensemble du corpus. Ces destructions ont souvent été attribuées à des formes d'iconoclasme qu'il faut relativiser et replacer dans le contexte de la christianisation du Premier Moyen Âge plutôt que dans celui du Bas-Empire, du moins pour la Gaule Belgique et la Germanie inférieure. Les fosses et le démantèlement de statues semblent liés à des rites de fermeture des temples et non des destructions proprement dites. L'autre phénomène est celui bien connu des réemplois pour des constructions publiques réalisées dans l'urgence : ponts et fortifications. Ces *spolia* se poursuivront selon les régions et l'ampleur des monuments antiques en ruines, au moins jusqu'au XI^{e} siècle. – Toutes les illustrations sont en noir et blanc, ce qui dans le cas de ce genre de sculpture n'est pas gênant. Ce l'est en tout cas moins que la disparité des fonds des photos souvent ou trop durs ou trop clairs alors que la plupart des fragments sont détourés. Moins aussi que l'absence de la moindre dimension des œuvres illustrées. En dépit des 100 figures, on regrettera l'absence de l'une ou l'autre œuvre sculptée alors qu'il y est fait référence dans le texte, comme par exemple le cavalier d'Égliseneuve-près-Billom. Mais la mise en page, dans l'ensemble coïncide bien avec le texte, avec un renvoi facile à repérer de la figure avec son numéro en caractère gras (sauf de rares oublis). Quant aux coquilles, on corrigera l'accent circonflexe de la ville

de Trèves. En ce qui concerne la bibliographie, je ne trouve aucune commodité d'emploi à avoir choisi de la scinder en deux : « sources documentaires et études générales » et « études particulières sur Jupiter : son culte et son iconographie ». Comme l'appel de notes dans le texte renvoie aux notes en fin de chapitre où la référence est abrégée par le nom de l'auteur suivi de l'année de parution, le lecteur se perd à retrouver la référence dans l'une des deux listes alphabétiques. Parmi les références, celles de l'article de M-Th. Raepsaet-Charlier (2006) paru dans *Sanctuaires, pratiques cultuelles et territoires civiques dans l'Occident romain*, Bruxelles, le réduisent à deux pages (p. 346-347) alors qu'il en compte plus de 80 (p. 347-435). A noter que le même recueil comporte une étude sous la plume de John Scheid consacrée aux dévotions en Germanie inférieure (p. 297-346) qui n'aurait pas dépareillé la bibliographie. – Face à cet « inventaire critique des témoignages lapidaires jupitériens en Gaule romaine », l'archéologue ne peut qu'éprouver un malaise. Tous ces fragments lapidaires épars sont décrits et interprétés mais sont privés du moindre contexte stratigraphique. Or tous les fragments du corpus n'ont pas tous perdus leur relation stratigraphique, tous ne sont pas à ranger dans les *spolia*. Comment dès lors prétendre leur donner une signification un tant soit peu crédible ? C'est bien beau de rejeter une soi-disant évolution stylistique pour étayer une chronologie mais en l'absence de contexte de position primaire de ces monuments, l'exercice est stérile ou en tout cas ne répond pas aux questions posées : qui érige ces monuments ? A qui sont-ils destinés ? Comment interpréter leur rhétorique si on ignore à qui ils s'adressent très précisément ? Politique et religion sont mêlées, on le sait, du moins en ce qui concerne le culte public, encore faudrait-il s'entendre sur ce que signifiait pour Rome assimilation et acculturation. Pensons à une révolte comme celle dite des Bataves en 69 et la répression qui en suivit et qui dut entraîner des mesures d'encadrement reflétées dans le fait religieux. – Bien sûr, plusieurs aspects du sujet sont fascinants mais sans ces contextes, manquants ou négligés, on ne progresse guère et l'archéologue a même l'impression d'avoir affaire à une étude an-archéologique. – L'absence du moindre plan archéologique est à ce propos symptomatique. – A la page 120, soit dans les dernières lignes du livre, l'A. tire lui-même une conclusion sans appel : « Finalement, il faut reconnaître que seule l'étude de l'environnement archéologique des colonnes est à même d'apporter des éléments tangibles pour dater l'apparition de ces groupes et comprendre leur évolution ». – On ne peut qu'encourager Florian Blanchard à poursuivre ses recherches dans cette direction, celle qui donnera sens au sujet. Philippe MIGNOT.

Bruno BLECKMANN / Timo STICKLER (Hrsg.), *Griechische Profanhistoriker des fünften nachchristlichen Jahrhunderts*, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2014 (Historia-Einzelschriften, 228), 228 S., 56,00 €. ISBN 978-3-515-10641-2.

Das fünfte nachchristliche Jahrhundert war bekanntermaßen eine Zeit des Umbruchs und des Wandels, sowohl hinsichtlich der politischen Verhältnisse – vor allem im Westen des römischen Reiches – als auch im religiösen und kirchlichen Bereich. Vom einstmals reichhaltigen historiographischen Schaffen dieser Umbruchszeit sind neben juristischen und kirchenhistorischen Quellen lediglich die Fragmente einiger griechischen Profanhistoriker erhalten, die uns detaillierte ereignisgeschichtliche Einblicke geben können. Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse einer Düsseldorfer Tagung vom September 2010, die den Historikern Eunapios von Sardes, Olympiodoros von Theben, Priskos von Panion, Malchos von Philadelphia und Kandidos gewidmet war. Wie der Mitherausgeber Bruno Bleckmann in der Einleitung darlegt (S. 7–18), fand die Tagung im Rahmen eines größeren an der Düsseldorfer Heinrich Heine-Universität angesiedelten Projekts statt, in dem unter dem Titel „Kleine und Fragmentarische Historiker der

Spätantike“ (KFHist) die Bruchstücke spätantiker Historiographie herausgegeben, übersetzt und kommentiert werden sollen. Bleckmann gibt einen guten Einblick in den Forschungsstand und erläutert die methodischen Schwierigkeiten, die sich bei der Beurteilung fragmentarisch erhaltener oder in Form von Textauszügen bei anderen Autoren überlieferter Werke ergeben. – Der erste Beitrag von Antonio Baldini und François Paschoud behandelt die „Historien“ des Eunapios (S. 19–50), ein Werk, dessen Inhalt sich aus einigen Fragmenten, den Angaben des Photios und dem Geschichtswerk des Zosimos erschließen lässt. Uneinig sind sich die beiden Forscher über den genauen Zeitraum, den die erste Fassung der eunapianischen „Historien“ umfasste. Nach Meinung von Baldini endete die erste Auflage mit der Schlacht von Adrianopel im Jahr 378, während nach Paschoud noch die Regierungszeit von Theodosius I. bis zu dessen Tod im Jahr 395 dargestellt worden sei. Einig sind sich Baldini und Paschoud darin, dass sich die Grundpositionen des Eunapios aus dem Werk des Zosimos ableiten lassen, der einen dezidiert paganen Standpunkt vertrat und den Verfall des Reiches als göttliche Strafe für die Vernachlässigung der alten Götterkulte auffasste. Der Beitrag ist übersichtlich strukturiert, und es lässt sich gut nachvollziehen, worin die beiden Forscher übereinstimmen oder eine voneinander abweichende Meinung vertreten. – Die darauffolgende Studie von Udo Hartmann befasst sich ebenfalls mit Eunapios (S. 51–84). Hinsichtlich des eunapianischen Geschichtsbildes vertritt Hartmann hauptsächlich anhand der „Philosophenviten“ eine vom vorherigen Beitrag entgegengesetzte Position. Entgegen der pessimistischen und resignativen Sicht bei Zosimos seien im Werk des Eunapios vielmehr optimistische Tendenzen auszumachen. Wie Hartmann plausibel darlegt, sei Eunapios trotz der Zerfallserscheinungen seiner Zeit immer noch vom unmittelbaren Wirken der paganen Götter überzeugt gewesen. Die „Philosophenviten“ zeigen demnach, wie die heidnischen Philosophen als „heilige Männer“ und Anhänger der alten Götter belohnt werden. Komplementär dazu stünden die „Historien“, in denen Eunapios das Scheitern der christlichen Kaiser als göttliche Strafe darstelle. Wie Hartmann einräumt, konnte er die jüngst erschienenen Arbeiten von Matthias Becker zu den „Philosophenviten“, insbesondere dessen Übersetzung mit umfangreichem Kommentar, nicht mehr berücksichtigen. – Weitgehend verloren ist das Geschichtswerk des Olympiodoros von Theben. Ihm ist die Untersuchung des Mitherausgebers Timo Stickler gewidmet (S. 85–102). Hier wird erneut überdeutlich, vor welchen Problemen wir bei nur fragmentarisch oder als Auszüge erhaltenen Geschichtswerken stehen. So stellt Stickler fest, dass das Exzerpt des Photios nur eine selektive Auswahl böte, wobei nicht das, was dem Patriarchen bereits bekannt war und bei Olympiodoros womöglich im Vordergrund stand, exzerpiert worden sei, sondern vielmehr Einzelheiten und Besonderheiten, die Photios selbst bemerkenswert erschienen seien. Durch diese Verzerrung sei es höchst problematisch, aus der Überlieferung durch Photios sowie auch durch Zosimos und Sozomenos Rückschlüsse auf die ursprüngliche Konzeption und inhaltliche Grundlinie des Geschichtswerkes zu ziehen. – Im Anschluss analysiert Dariusz Brodka den Bericht des Priskos von Panion über den fehlgeschlagenen Feldzug des späteren oströmischen Usurpators Flavius Basiliscus gegen die Vandalen in Nordafrika im Jahr 468 (S. 103–120). Brodka rekonstruiert den Bericht primär aus der Chronik des Theophanes und dem Werk des Prokopios. Er hält Priskos für zuverlässig und bescheinigt ihm detaillierte Faktenkenntnis, auch hinsichtlich der innenpolitischen Machtkämpfe und Intrigen am Kaiserhof in Konstantinopel. Ebenfalls vom Konflikt mit den Vandalen sowie dem Ende des Kaisertums im Westen künden einige Fragmente und Exzerpte vom Werk des Malchos von Philadelphia, mit denen sich Hans-Ulrich Wiemer auseinandersetzt (S. 121–159). Er kommt zu dem Schluss, dass Malchos sich vor allem an einem stark personenbezogenen und unoriginellen Geschichtsbild orientiert und wichtige Details vernachlässigt habe. Auch die

religiöse Tragweite der politischen Ereignisse und deren Komplexität habe Malchos nicht erfasst. Sehr erfreulich sind die textkritischen Anmerkungen und Korrekturen sowie die im Anhang wiedergegebenen und übersetzten Texte der herangezogenen Fragmente (S. 149–155). – In seinem Aufsatz über den aus Isaurien stammenden Kandidos, von dessen Werk nur zwei Fragmente bekannt sind, gibt Hartwin Brandt einen kurzen, aber guten Überblick über das Leben und Schaffen des oströmischen Historiographen (S. 161–170). Ein Charakteristikum des Kandidos sei es gewesen, Traditionen profaner und kirchlicher Geschichtsschreibung zu vermischen. Versuche, dem Geschichtswerk weitere Fragmente mit isaurischer Thematik zuzuweisen, lehnt Brandt ab. Die negative Beurteilung des Photios, die Geschichtsdarstellung des Kandidos sei uneinheitlich gewesen, hält Brandt für weitgehend zutreffend. Auch Mischa Meier beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Kandidos (S. 171–193). Er erschließt das Geschichtswerk aus dem politischen Kontext und konzentriert sich auf die Frage nach der angeblichen isaurischen Identität. Kandidos habe in seinem Werk vor allem auf die Maßnahmen von Kaiser Anastasius gegen die Isaurier reagiert. Die Einschätzung des Photios resultiere hauptsächlich aus dessen Verachtung für die sogenannten „isaurischen" Kaiser als Hauptvertreter des Ikonoklasmus. – Etwas aus dem Rahmen eines Bandes, der die griechischen Profanhistoriker des fünften Jahrhunderts zum Thema hat, fällt der Beitrag von Henning Börm, der den lateinischen Chronisten Hydatius von Aquae Flaviae behandelt (S. 195–214). Eine Verbindung zu den griechischen Autoren stellt Börm her, indem er das Interesse der Hydatius für den Osten des Reiches hervorhebt. Wie Börm aufzeigt, fühlte sich der Chronist, obwohl er in Spanien wirkte – einer zur damaligen Zeit problematischen Randlage in der sich auflösenden Westhälfte des Reiches –, dennoch dem Imperium zugehörig und war gut informiert über die Ereignisse im Osten. Abschließend diskutiert Philippe Blaudeau die nur fragmentarisch erhaltenen Werke einiger Kirchenhistoriker (S. 216–228). Hier steht man naturgemäß vor denselben Schwierigkeiten wie bei den Profanhistorikern, was Blaudeau vor allem am Beispiel des Hesychios von Jerusalem beleuchtet. – Insgesamt handelt es sich um einen ausgesprochen gelungenen Band, der den aktuellen Forschungsstand repräsentiert und trefflich die Problematik von nur fragmentarisch erhaltenen historiographischen Texten illustriert. Besonders hervorzuheben sind die Beiträge über Eunapios und Kandidos, in denen unterschiedliche Forschungsmeinungen gegenübergestellt werden und so einen vielschichtigen Eindruck vermitteln. Als einziger marginaler Kritikpunkt ist das fehlende Register zu erwähnen.

Klaus ALTMAYER.

A. CABALLOS RUFINO / E. GIL MELCHOR (eds.), *De Roma a las provincias: las elites como instrumento de proyección de Roma*, Universidad de Sevilla / Universidad de Córdoba, Sevilla, 2014, 668 p., ISBN 978-84-472-1597-3 y 978-84-9927-168-2.

La *adiuuatio publica*, la *extructio* de *templa* y de *fora* provistos de la *elegantia* de Roma, la *aemulatio honoris* y la *liberalitas* son descritas por Tácito en un conocido pasaje del *Agricola* (Tac., *Agr*. 21) como valores que, procedentes de Roma, habían unificado de modo global a *homines dispersi ac rudi* a los que, por otra parte, atrayendo a su causa, Roma habría convertido en los principales aliados para la gestión del *orbis terrarum*. Ese *orbis*, además – en palabras de uno de los autores que participa en el volumen que aquí se reseña – "fue el que posibilitó la gran característica que siempre mostró el pueblo romano: su flexibilidad en incorporar y promocionar a gentes de todo el mundo sin importar su lengua ni el color de su piel" (p. 99). Precisamente por ello, en esa labor de difusión de unos nuevos valores vertebradores de un nuevo tiempo y que hicieron posible una eficaz gestión de un vastísimo territorio, las oligarquías desempeñaron un papel

absolutamente fundamental casi al ritmo, además, con que las bases de su reclutamiento de aquéllas se fueron extendiendo a los ámbitos provinciales. A esas oligarquías – y al estudio de su "extracción, composición, dinámica, funcionalidad y ejercicio del poder" (p. 13) – viene dedicando su atención desde hace ya varios años el Grupo de Investigación sobre las Oligarquías Romanas de Occidente (Grupo ORDO) del que ha formado parte decisiva y promotora el Prof. J. F. Rodríguez Neila al que se rinde homenaje en este volumen misceláneo absolutamente sobresaliente y a la altura, desde luego, de la "sólida y coherente" (p. 13) trayectoria de este grupo y de los extraordinarios trabajos colectivos a los que en los últimos quince años este equipo de investigación – cada vez más abierto y plural – y, por supuesto, el propio honrado, nos han venido acostumbrando. *De Roma a las provincias* – un volumen magistral y elegantemente editado, además, por los activísimos Servicios de Publicaciones de las Universidades de Sevilla y de Córdoba, en la que, precisamente, profesó el Prof. Rodríguez Neila desde 1973 – se alinea muy de cerca con el espíritu de este grupo de trabajo que – a nuestro juicio siempre con éxito – ha logrado "profundizar nuestro conocimiento acerca de la maquinaria y recursos políticos, los instrumentos culturales y sociales, las estructuras administrativas y los soportes ideológicos que posibilitaron la generación (…) del Imperio romano" (p. 13). Y, aunque en un asunto tan multiforme – que es el que se analiza también en este libro – la coherencia interna podría parecer imposible, si algo caracteriza esta nueva aportación del Grupo ORDO es la unidad y la excelente organización interna del material – ya no sólo epigráfico o prosopográfico, como cabría esperar del tema sino también arqueológico y hasta sociológico – y la muy orgánica presentación de aquél en tres grandes bloques que contribuyen, a su vez, a potenciar la solvente – incluso en lo estrictamente material, como se ha dicho – imagen de este libro. Aunque – como se ha dicho – *De Roma a las provincias* propone al lector una estructura orgánica del trabajo en tres grandes bloques: identidad y valores (p. 38-116), movilidad, funcionalidad y relaciones de las elites (p. 116-242) y elites en el marco municipal (p. 242-668), el volumen presenta – en sus casi setecientas páginas – discusiones y reflexiones sobre cuestiones que incluso superan esos ámbitos de estudio sin perder, desde luego, la relación con ellos y el objetivo central de estudiar de qué modo las elites fueron – y son también ahora para nosotros como objeto de estudio veintiún siglos después – un medio de la proyección de Roma, como reza el subtítulo del libro. Así, uno de los grandes méritos de *De Roma a las provincias* nos parece que es su capacidad de aportar novedades epigráficas – como las que, sobre el catálogo de epigrafía Italicense presenta A. Caballos (p. 273-286) o las que F. Marco, S. Martínez Caballero o J. Santos firman sobre el aparato iconográfico y simbólico arboriforme del ara segoviana de Roda de Eresma (p. 287-313) – o prosopográficas – como la que firman, en un emocionado trabajo, J. Gómez-Pantoja y el tristemente fallecido J.-V. Madruga en relación a la notable lusitana *C(occeia) Seuera*, *flaminica prouinciae Baetica et Norbensium* (p. 247-272) o la que C. Castillo realiza sobre la familia de Séneca (p. 175-182) – pero, incluso, también, otras de carácter más marcadamente arqueológico – como la singular contribución de I. Rodà y de H. Royo (p. 313-340) a propósito de la posible conexión Barcinonense del fabricante de *tegulae L. Herennius Optatus* o la que, firmada por M. Rodríguez Ceballos y por J. Salido (p. 633-668), se consagra al uso epigráfico y ornamental del mármol de Espejón en el contexto de la *colonia Clunia* –, novedades y contribuciones todas que amplían, si cabe, el tradicional enfoque de los estudios sobre las oligarquías del Occidente Romano. No por ello esos trabajos más vinculados a documentos concretos y, por tanto, a novedades, se separan en absoluto del que, nos parece, es el hilo conductor del volumen: subrayar de qué modo se articularon, a partir del comportamiento de las elites, las relaciones entre Roma y las provincias y de qué modo – también – se puede rastrear esa conexión que, en definitiva,

acabó articulando una suerte de *aemulatio*, por parte de las oligarquías locales, de los procedimientos desarrollados por las elites itálicas al modo como nos recordaba el texto de Tácito con que abríamos estas líneas. En definitiva, se trata de estudiar – y el volumen lo consigue de modo muy solvente – de qué modo se operó el paso, para estas elites locales, del municipio a la corte, por citar una frase tomada de la anterior entrega del mismo grupo ORDO, que valoramos ya en otra ocasión en otra conocida revista. Ese enfoque de las relaciones globales entre Roma y las provincias está especialmente presente en algunas de las más reseñables aportaciones de este trabajo. De ese modo, por ejemplo, S. Lefebvre, a partir del análisis detallado de la fórmula epigráfica *locus sepulturae datus decreto decurionum* estudia (p. 341-386) – con un *corpus* utilísimo de casi un centenar de casos (p. 367-275) – cómo el hábito de transformar la intimidad familiar de los *funera* en un acto de ecos públicos y auto-representativos fue cronológicamente "viajando" de Roma hacia la periferia del Imperio. En ese mismo sentido, E. Tobalina, una de las mejores conocedoras del *cursus honorum* senatorial en época julio-claudia y de las relaciones familiares de sus efectivos, se detiene en su trabajo en qué relación puede rastrearse entre la percepción de prestigio social que se tenía de los *pontifices* en Roma y la que de los integrantes de dicho *collegium* se tenía en las provincias (p. 183-214). También I. Salcedo (p. 159-174) dota de ese enfoque interprovincial a su extraordinario estudio sobre las redes de contacto y relaciones de *amicitia* entre senadores de origen africano demostrando, sobre un conjunto documental generoso y coherente, hasta qué punto la amistad y el patrocinio entre los nobles mejor situados y sus compatriotas ayudó al desarrollo de las carreras oficiales asunto éste de la capacidad de influencia social de los Senadores y de quienes, de entre ellos, desempeñaron diferentes tipos de sacerdocios que también es analizado con rigor por M. Díaz de Cerio a propósito de senadores hispanos (p. 215-242). Un caso concreto en este mismo marco – y encuadrado, además, en unas excelentes reflexiones sobre el asunto de la movilidad demográfica de las elites concretado en el útil trabajo de A. Bancalari (p. 117-130) que incluye (p. 122-123) un extraordinario repertorio de motivaciones para los viajes de población en el mundo romano – supone el estudio de A. Álvarez Melero que, como viene siendo habitual en sus trabajos sobre los *equites*, estudia en detalle (p. 131-158) la relación entre Roma y las provincias a partir del viaje de algunas de las esposas de ilustres miembros de la oligarquía romana casi siempre acompañando los efectos de la promoción sociopolítica de *los cursus honorum* de sus maridos. Con un enfoque si se quiere más local – pues el estudio está centrado en las inscripciones de *Mediolanum* – S. Zoia se entretiene en caracterizar algunos hábitos de la auto-representación de la elite de esa ciudad deteniéndose en de qué modo esa *humanissima ambitio* – como la llamó Plinio (*Nat*. 34, 17) – fue siendo progresivamente adoptada por diversos colectivos sociales tanto por los propios miembros de la elite como por la gente de su entorno de relación como, por ejemplo, los libertos (p. 447-472), trabajo éste que incluye, además (p. 451-454), un excelente *status quaestionis* sobre el concepto mismo de auto-representación. También, por último – en este elenco de contribuciones pensadas para desentrañar las relaciones Roma/provincias – la contribución de E. Melchor sobre los *patroni* de las comunidades hispanas en época de Augusto (p. 473-494) analiza los lazos itálicos y senatoriales de los personajes – en muchos casos *amici Principis* – a los que las localidades en proceso de desarrollo en el ámbito hispánico fueron eligiendo como protectores a través de la institución del patronazgo de igual modo que, desde una óptica más interna y no tan interprovincial, Mª C. González Rodríguez y E. Ortiz de Urbina – por un lado, con su trabajo sobre la promoción de *M. Iulius Serenianus*, del *conuentus Lucensis* (p. 523-545) – y S. Marcos – cuyo estudio (p. 591-616) se detiene en las relaciones familiares en la Lusitania – contribuyen a retratar de qué modo la *amicitia* y la *clientela* – estudiada desde

la dimensión indígena a propósito de una singular muestra de sincretismo cultural en la *colonia Iulia Gemella Acci* bajo la firma de C. González Román (p. 617-631) – ahora tan puestas bajo observancia, fueron útiles para la promoción interciudadana, en muchas ocasiones antesala de la interprovincial. Pero, sin embargo, fue en el ámbito local, en el municipio – tal magistralmente estudiado por J. F. Rodríguez Neila en su vastísima producción investigadora durante más de cuarenta años – en el que, como veíamos más arriba, más nítidamente quedó evidenciada la capacidad organizativa de las elites y el servicio que aquéllas prestaban a la construcción de la sociedad romana. Por eso, un buen número de las veintiocho contribuciones que se reúnen en este trabajo, está dedicado al estudio de cuestiones relacionadas con la administración local y la vida municipal tanto a nivel de cargos y de funciones concretas reservadas a esos mismos cargos – como los trabajos de A. Pérez Zurita (p. 495-522) sobre la edilidad y su configuración y extensión provincial a partir, también, del modelo itálico, o el que N. Santos dedica, a propósito del Noroeste hispánico, a la figura de los *principes* y *magistratus* de ámbito céltico (p. 547-568) – como a nivel de caracterizaciones territoriales – como el estudio de Mª L. Sánchez León (p. 569-591) sobre la viad municipal en Baleares – o deteniéndose en el siempre interesante y sugerente estudio de procedimientos y de responsabilidades. En ese sentido, resulta programático el breve pero sagaz estudio del tristemente desaparecido G. Pereira sobre los distintos grados de *munera* exigidos a los habitantes de una comunidad privilegiada en época romana (p. 243-246), y, sobre todo – en la creciente línea de la preocupación por la cuestión de la sostenibilidad del modelo municipal romano – la síntesis que hace R. De Castro-Camero (p. 399-418) sobre las responsabilidades exigidas a terceras personas respecto de la mala gestión de la *res communis municipum* a partir de las disposiciones de las *leges Tarentina*, *Vrsonensis* e *Irnitana* que, desde luego – como también lo hace el trabajo de R. Knapp (p. 419-446) – aporta un caudal documental muy riguroso y útil para el estudio de hasta qué punto los asuntos económicos condicionaron la garantía de la autonomía municipal que quedaba reservada a las comunidades locales. Acaso apuntando una línea de estudio que, seguro, irá cobrando más importancia en futuros trabajos, completan este volumen tres trabajos que se entretienen en la cuestión ideológica e, incluso, identitaria de esta excitante cuestión de las elites, acaso anticipando una línea de estudio futura que ha aportado recientemente muchas novedades como, por ejemplo, el estudio sobre las tribus de la Tarraconensis de D. Fasolini – que también contribuye con un sugerente estudio estadístico a este volumen (p. 387-398) – ha demostrado. Nos referimos a los trabajos de F. Wulff – un documentadísimo escrutinio de las mencones a *Italici* y del adjetivo *Italicus* en la literatura latina para concluir en el escaso peso étnico de este concepto (p. 39-68) – y, desde una muy oportuna e internacional perspectiva comparativa entre el mundo helénico y el romano, los de R. Buono-Core (p. 69-84) y de J. Navarro (p. 85-100). El primero se detiene en los procedimientos de relación con las *gentes* que desarrolló Roma en su actividad diplomática y en sus acuerdos de *fides*, *deditio* o *capitulatio* y el segundo, por su parte, detalla de qué modo el patronazgo, la clientela y el equilibrio entre lo público y lo privado caracterizó la adecuada gestión del *orbis terrarum* que llevó a cabo Roma. Pese a que en el marco de *De Roma a las prouincias* estos tres trabajos – junto a un sugerente estudio sobre el juego entre los romanos y sobre la percepción socialmente positiva del mismo pero también sobre sus amenazas firmado por C. Jiménez (p. 101-116) – aparecen al principio, en el breve bloque dedicado al estudio de las identidades y de los valores, lo cierto es que suponen un extraordinario colofón a un volumen que supone un hito más en la fructífera y utilísima producción del Grupo ORDO sirviendo ahora, además, para homenajear a uno de sus más ilustres integrantes. Destacado homenaje para quien, desde luego, *ob plurima erga merita*, sin duda lo ha merecido y extraordinaria excusa para, de su mano y de la de los investigadores

a los que el volumen reúne, seguir entendiendo mejor uno de los más característicos componentes de la *maiestas* de Roma: su sociedad provincial.

Javier ANDREU PINTADO.

Chiara CORBO, *Incertae personae e capacità successoria. Profili di una società e del suo diritto*, Naples, D'Auria, 2012 (Studi e testi di, N.S. 1), 21 × 15,5 cm, 253 p., ISBN 978-88-7092-339-1.

Un aspetto non ancora sufficientemente indagato del diritto antico è la capacità di ereditare delle cosiddette *incertae personae*. Ciò che sorprende in particolare è l'evoluzione del diritto, di quello Romano più antico fino a quello di Giustiniano, che sembra registrare una serie di mutamenti sociali tipici del passaggio dal mondo pagano a quello cristiano / tardoantico. – Il diritto Romano antico prevedeva infatti una incompatibilità delle *incertae personae* con la più classica persona fisica arrivando al punto che la *incertitudo personae* non rendesse possibile ereditare. Fu grazie all'istituto della deroga che divenne possibile aggirare il divieto. In tal modo il *populus Romanus*, divinità, templi e collegi religiosi pagani poterono incamerare i vari lasciti. Sembra invece non altrettanto definita la capacità successoria dei centri amministrativi locali (es. colonie, municipi) che avrebbero visto riconoscersi tale diritto addirittura nel V sec. d.C. Ma quale fu la linea evolutiva delle *incertae personae* nel passaggio dal mondo pagano a quello cristiano? Su tale questione sono d'aiuto le testimonianze di Eusebio (*Vita Const*., 2, 21) e Sozomeno (*Hist. Eccl*., 1, 8, 4) che citano un provvedimento costantiniano non altrimenti conosciuto. Il primo afferma che nel caso in cui i "santi martiri di Dio" non avessero avuto parenti i loro beni sarebbero potuti esseri incamerati dalla *ecclesia*. Sozomeno riferisce che i beni questa volta dei condannati a morte, in mancanza di legittimi eredi, sarebbero stati attribuiti alla chiesa e qualora un privato o lo stato avesse detenuto un parte di tali beni, sarebbe stato obbligati a restituirli. Le istituzioni ecclesiastiche non possono tuttavia incamerare eredità (cfr. *CTh*. 5, 3, 1) nel caso in cui queste abbiano altri specifici destinatari (*patrono, domino, ad curias*, etc.). Parallelamente l'Imperatore vietava ai vescovi (*Nou. Iust*. 131, 13pr.) di trasmettere quei beni ai propri parenti od altri beneficiari, che fossero stai acquisiti *dopo* la loro elezioni alla cattedra vescovile. – In conclusione si può notare un'evoluzione della pratica testamentaria: se in epoca pagana i lasciti *incertis personis* non avevano come obbiettivo scopi caritativi, ma piuttosto il desiderio di ostentare il proprio *status* e quindi apparire superiori agli altri, il mondo cristiano vede i tali lasciti il mezzo di sperare in una nuova vita in Dio. Siamo in sostanza davanti ad una visione dicotomica della vita: da un lato abbiamo una di stampo pagano, dall'altro una di chiara ispirazione cristiana che vede nel beneficiario non un "fine da strumentalizzare, ma da amare ed emancipare (p. 231), facendo diventare così il testamento a tutti gli effetti un qualcosa al servizio della *caritas* e *pietas* cristiane. Luca GUIDO.

Sylvie CROGIEZ-PÉTREQUIN / Pierre JAILLETTE (éds.), *Société, économie et administration dans le* Code Théodosien, Lille, Presse Universitaires du Septentrion, 2012 (Histoire et Civilisation), 24 × 16 cm, 558p. 39 €, ISBN 978-2-7574-0392-1.

Nel 429 d.C. Teodosio decise di realizzare una raccolta di leggi varate a partire da Costantino. Nel 439 il *Codex* venne infine promulgato. Si tratta di un insieme di oltre 2500 *constitutiones* la cui comprensione storica e giuridica si rivela di grande importanza anche per il nostro tempo oltre che per la nostra storia. – Nell'ormai lontano 2005 il centro di ricerce Halma-Ipel organizzò una giornata di Studi su una delle principali fonti del diritto Europeo: il *Codex Theodosianus*. Il risultato è un bel volume di oltre

550 pagine diviso in tre parti. Naturalmente la lunghezza dell'opera oltre alla diversità e complessità dei temi trattati obbligheranno questo piccolo recensore a dei tagli – talvolta dolorosi – e a delle semplificazioni – *propter loci inopiam* – purtroppo irrinunciabili. Di questo me ne scuso in anticipo. – I) *La norme impériale et sa codification* – R.W.B Salway, *The Publication of the Theodosian Code and Transmission of its Text: Some Observations* (21-61): Secondo la posizione tradizionale l'Imperatore Teodosio avrebbe ordinato la consegna di *singuli codices* nelle mani di Anicius Acilius Glabrio Faustus e di un non altrimenti noto prefetto d'Oriente. La copia affidata a Faustus avrebbe così costituito la fonte della tradizione occidentale del manoscritto, quella consegnata all'anonimo prefetto la tradizione orientale. L'articolo di Salway "is (…) intended as slight corrective to the too ready acceptance of the surviving testimony for the original dissemination of the *Code* as a comprehensive account" (22). In altri termini Salway prova, tra le altre cose, a ridimensionare il ruolo dei due prefetti: "Reading the *Gesta* and Theodosius' *Novel* I from a more objective perspective (…) it is possible to perceive that they are consistent with the parallel distribution of the *Code* to each of the four praetorian prefects" (52). Tale ipotesi non è di grande rilevanza per la tradizione orientale dato che appunto la trdizione illirica non ha lasciato tracce. – A. Lovato, *La pubblicazione del Codice Teodosiano in Oriente e Occidente e il giudizio sull'attività dei* prudentes (63-78): Lovato analizza brevemente l'opinione di Teodosio II verso gli antichi uomini di legge considerati quasi degli Azzeccagarbugli di manzoniana memoria. Ed è proprio questo il punto: la critica imperiale si giustifica da un lato con la (voluta) complessità dello strumento giuridico non conciliabile con la semplicità e facilità di applicazione delle leggi ricercate da Teodosio e dall'altro con la difficoltà non sempre risolvibile di controllare l'autenticità dei testi giuridici prodotti. – O. Huck, *Les compilateurs au travail: Dessein et méthode de la codification théodosienne* (79-127): L'autore (si) pone il quesito, se l'assenza (e di riflesso) la presenza di alcuni testi sia frutto di un caso fortuito oppure vi si debba riconoscere la varietà delle menti che presero parte a tal progetto. L'autore considera plausibile l'ipotesi che se alcuni dei partecipanti al progetto fossero dei giuristi di consumata esperienza, e quindi nella condizione di armonizzare / scegliere dei testi giuridici particolari e lasciarne fuori degli altri, è altresì possibile che altri di estrazione "letteraria" e per cosi dire non addentro alla giurisprudenza, avessero preso alla lettera le direttive dell'Imperatore. – Per questioni di spazio lasceremo fuori da questo breve riassunto la reazione di B Sirks (99-107) e la controreplica di Huck (108-127), entrambe sterili poiché nessuno dei dibattenti vuole lasciarsi convincere dall'altro. – J. Dubouloz, *Réflexions sur la composition et la portée normative du titre* De operi bus publicis *dans le* Code théodosien *(*CTh *XV, 1)* (129-151): L'autore constata che una certa ripetitività o addirittura delle eclatanti contraddizioni portano invece alla luce una precisa volontà giuridica di porre dei limiti precisi al potere di dei governatori provinciali. – *Propter loci inopiam* possiamo solo ricordare brevemente il contributo di A.J.B. Sirks: *Where Did the Theodosian Compilers Take their Texts from?* (153-164). – R. Delmaire, *Du* Code Théodosien *au* Code Justinien. *L'adaptation de lois anciennes à des situations nouvelles* (165-182): L'imperatore Giustiniano, deciso ad attualizzare la legislazione precedente, chiese di sopprimere o semplicemente modificare il senso di parole, frasi o espressioni il cui significato primitivo risultava o obsoleto oppure non più in linea coi bisogni giuridici dell'epoca giustinianea. – II) *Administrer, Sanctionner* – Questa seconda parte, di carattere piuttosto informativo e formata da ben nove contributi di altissima qualità, verte sul tema che oggi qualche snob chiamerebbe *governance*. Le riflessioni sono tutte degne di nota. – W. Wolodkiewicz, *Le temps dans le* Code Théodosien (185-199): analizza un tema più che mai attuale: la prescrizione così come la sua evoluzione da Diocleziano a Teodosio II che ne fissa l'entrata in vigore

a 30 anni dai delitti *in rem* o *in personam*. – B. Pottier, *La politique de prohibition et de prévention de la violence des Empereurs du IV^e siècle*: Pottier mette in risalto come una legislazione – in apparenza giusta – possa creare delle contraddizioni non indifferenti (tema più che mai attuale!). Nel IV sec. d.C. il potere centrale mostra una certa insofferenza verso alcune forme di violenza ed è così portato ad inasprire le pene (p.es. entrare armati in una proprietà viene equivalso all'entrarvi disarmati). Contemporaneamente si limita il diritto di portare con se un'arma ma si estende il diritto all'autodifesa. – G. de Bonfils, *I rapporti legislativi tra le due* partes Imperii (233-243) analizza l'ormai vetusto tema della non applicabilità della legislazione per la parte orientale dell'Impero di quelle leggi emanate nel suo occidente. Le sue affermazioni si basano quasi esclusivamente sull'analisi di due testi (*CTh* XVI, 8, 14 e *CTh* XVI, 8, 17). In effetti se dal punto di vista generale non gli si può dar torto, dal punto di vista particolare (a mio modesto giudizio) tali testi dimostrano semplicemente che essi in quanto tali non erano mutualmente applicabili in entrambe le *partes Imperii*. – Per comprensibili ragioni di spazio possiamo (purtroppo!) soltanto ricordare i contributi di W. Formigoni Candini, *I curiosi nel tit. 29 del libro VI del* Codex Theodosianus (245-263), S. Corcoran, *Emperors and* Caesariani *Inside and Outside the Code* (265-284), L. Di Paola, *Il governatore provinciale nel codice teodosiano. Contributo allo studio dell'amministrazione periferica* (285-309), A. Laquerrère-Lacroix, *Les droits des particuliers sur les domaines impériaux. Réflexions à partir du* Code Théodosian (311-328), F. Redduzzi Merola, Code Théodosien *XV, 2, entre droit public et abus particuliers* (329-338), C. Hugoniot / E. Soler, *Le rôle de l'État dans l'organisation et le financement des spectacles, d'après le témoignage du* Code Théodosien (339-365). – III – *Regards sur l'économie et la société* – Economia e società sono l'oggetto dell'analisi degli ultimi nove contributi. – P. O. Cuneo, *Économie et droit héréditaire dans quelques constitutions du* Code Théodosien (369-389) analizza il caso di proprietà lasciate in eredità senza testamento o specifiche volontà. In una simile circostanza i beni diventavano parte della *Res Priuata*. Conosciamo tuttavia delle costituzioni che prevedevano la trasmissioni dei suddetti beni ai gruppi e associazioni cui apparteneva il caro istinto quali *corpora nauiculariorum, fabricensium*, ma anche i *cohortales, curiales* e la stessa Chiesa. – Per ovvii motivi di spazio possiamo solo fugacemente ricordare i contributi di L. Guichard, *Valentinien I^er, Valens et le chrysargyre des clercs d'après la loi* CTh *XIII, 1, 5* (391-404); P. Jaillette, *Suilla pecora ad Vrbem iter faciunt* (405-425); C. Freu, *Le statut du* metallarius *dans le* Code Théodosien (427-450). – A. McClintock, *Il servo della pena nel* Codice Teodosiano (451-464) tratta della particolare condizione dei *serui poenae* cioè dei condannati alle pene capitali. Essi erano non solo privati di libertà e diritti ma addirittura *sine domino*, ma ciononostante sempre proprietà dell'Imperatore. – F. Salerno, *Cruenta spectacula in otio ciuili et domestica quiete non placent* (465-480) esamina alcune ambiguità della legislazione teodosiana. Se infatti da un lato le i condannati a giuochi gladiatori videro converita la loro pena *ad metalla* fine di non "impressionare" gli spettatori con spargimenti di sangue in un'epoca di pubblica pace e tranquillità, dall'altro gli spettacoli gladiatori ebbero luogo in tutto l'Impero Romano. – Possiamo solo accennare agli ottimi studi di J. A. Jiménez-Sánchez, *Autour des* equi curules (481-490) e P. Laurence, *La femme et son rang dans le* Code Théodosien (491-501). – A. Marcone, *Il matrimonio tra Romani e barbari nella legislazione tardo antica* (503-512) analizza infine il problema delle unioni tra Romani e barbari non solo proibite ma sanzionate con la morte dei trasgressori. – Il volume si chiude con un epilogo (513-514) e gli indici: Illustrations, tableaux (515-516), Abréviations (517-522), index des sources (523-555). – Non si tratta di un libro semplice, al contrario una certa preparazione pregressa è fondamentale per poterlo apprezzare al pieno. Ciò non toglie nulla ai meriti e qualità di un'opera destinata a diventare di casa

in tutte le biblioteche private e pubbliche e che contribuisce in maniera determinante alla diffusione di alcuni studi non sempre tenuti d'acconto tra gli antichisti a digiuno di giurisprudenza antica. Luca GUIDO.

Julie DALAISON, *Espaces et pouvoirs dans l'Antiquité de l'Anatolie à la Gaule. Hommages à Bernard Rémy*, textes réunis et édités par J. D., Grenoble, CRHIPA, 2007 (Cahiers du CRHIPA, 11), 24 × 16 cm, 578 p., fig., cartes, 20 €, ISBN 2-913905-11-0.

Le bilan de l'œuvre scientifique de B. Rémy est impressionnant. Pour s'en convaincre, il suffit de consulter son abondante bibliographie aux p. 9-33 du présent ouvrage. Au cours de sa longue carrière, animé par une insatiable curiosité, il a abordé de nombreux sujets aussi bien historiques qu'institutionnels, épigraphiques ou numismatiques. Il est donc normal qu'à l'occasion de son départ à la retraite, ses collègues et ses amis aient voulu lui consacrer un livre d'*Hommages* qui aborderait ses principaux thèmes de prédilection. L'ouvrage comprend 35 contributions, généralement assez brèves, mais toujours du plus grand intérêt. Sept d'entre elles concernent plus particulièrement la partie hellénophone de l'empire et n'intéressent pas directement les lecteurs de notre revue : M. Amandry, *Aelius à Mytilène* ; F. Brenier, *Amastris, métropole maritime à l'époque romaine* ; A. Bresson, *Hamaxitos en Troade* ; J. Dalaison, *L'atelier monétaire de Nicopolis en Arménie mineure* ; P. Debord, *Religion et société : les fêtes d'Hécate et de Zeus à Stratonicée de Carie* ; F. Delrieux, *Les alexandres d'argent de Mylasa au trident et à la bipenne combinés* ; A. Fouchard, *L'avis des soldats en campagne en Grèce ancienne*. Mais la majorité des articles concerne la partie occidentale de l'empire : M. Aberson (*Le statut de l'offrande : entre pratiques « gauloises » et « romaines » de dédicace des objets*) étudie comment des dispositions normatives de type italique concernant le statut des offrandes ont pu s'imposer en Gaule à l'époque impériale ; C. Abry, *Morginno > Moirans : Nihil obstat in sono* ; P. Arnaud (*Le gouvernement provincial de M. Aurelius Masculus, la* saeculi felicitas *et la « crise » de Cemenelum)* s'intéresse à M. Aurelius Masculus, le procurateur-gouverneur des Alpes Maritimes connu par *CIL* V, 7881, qui date probablement de l'époque de Dèce (en raison de l'usage de la formule *saeculi felicitas)* ; F. Bertrandy, *Les* Pactumeii *de la « confédération cirtéenne » sous le Haut-Empire* ; H. Bessat (*Bornes-témoins toponymiques aux confins du territoire des Ceutrons)* cherche à délimiter le territoire des Ceutrons (Col du Petit Saint-Bernard), un peuple alpin, antérieur aux Celtes, mais qui aurait été « celtisé » au III^e^ s. av. J.-C. ; J.-P. Bost et G. Fabre (*Une inscription funéraire inédite de Saint-Cricq-Chalosse (Landes)*) examinent le linteau (*AE*, 2007, 933) d'un mausolée découvert en juin 2000 en Aquitaine et daté entre le milieu du IV^e^ et la fin du V^e^ s. ; S. Cibu (*L'activité cultuelle des gouverneurs dans les provinces romaines des Alpes occidentales (Alpes Graies et Poenines, Cottiennes et Maritimes)*) étudie le rôle des gouverneurs dans l'accomplissement du culte impérial dans les provinces procuratoriennes à partir de l'examen de 10 inscriptions des trois premiers siècles de notre ère (*ILGN* 15, 20 ; *CIL* V, 7870 ; XII, 78 (p. 804), 102, 103 (p. 805) ; *AÉ* 1965, 195 ; 1991, 1184 ; 1998, 871 et 872) ; M. Cébeillac-Gervasoni (*Apostilles à une énigme : le statut juridique des membres de la* familia publica *d'Ostie (CIL XIV, 255)*) s'interroge sur les raisons pour lesquelles on rencontre dans une *familia publica* d'Ostie aussi bien des esclaves, des affranchis de la colonie que des affranchis de particuliers et même des ingénus, ce qui constitue une mixité sociale assez surprenante. Sans doute, faut-il en chercher la cause dans le manque de personnel servile ; S. Crogiez-Pétrequin (*Les préfets des véhicules)* insiste sur le fait que la préfecture des véhicules n'a pas pour vocation de gérer le *cursus publicus* : il s'agit en réalité d'une fonction militaire, sans doute créée par Auguste, qui a pour objet

d'organiser et superviser la fourniture des véhicules servant aux transports officiels de l'empereur et en particulier aux acheminements militaires ; S. Demougin et X. Loriot *(Varia procuratoria)* consacrent quelques pages à la prosopographie équestre des régions anatoliennes (Claudius Agrippinus ; Antonius Proculus ; C. Iulius Senecio) ; E. Deniaux, *Patronage et liens personnels : les colonies de la côte albanaise et les grands hommes du triumvirat et de l'époque d'Auguste* ; H. Desaye, *L'écriture des inscriptions romaines : Royans, Valence, Die, Tricastin, Baronnies ;* M. Dondin-Payre (*La dédicace du cheval de bronze du dépôt de Neuvy-en-Sullias (Carnutes) : le celtique « contre » le latin ?)* revient sur *CIL* XIII, 3071 et conteste les interprétations celtisantes souvent fantaisistes qui en ont été faites : en dépit de la présence de noms propres translittérés du celtique, il s'agit bien d'un texte épigraphique typiquement latin ; P. Faure (*Le* suffragium legionis *: une forme d'expression des soldats dans l'armée impériale)* s'interroge sur la signification du *suffragium legionis* auquel T. Camulius Lavenus (*ILNVienne* 369 = *CIL* XII, 2230 - Grenoble) a dû ses décorations à l'époque d'Hadrien. Il s'agit probablement d'une forme de recommandation par la troupe, entérinée par les autorités et l'empereur et qui pourrait constituer un héritage de l'armée républicaine ; M.-C. Ferries, *Publius Cornelius P.f. Lentulus Marcellinus, un consul sans histoire* ; J.-P. Jospin, *Ex-voto en plomb des environs de Grenoble : cultes à Vulcain ?* ; Y. Le Bohec *(Notes de géographie historique africaine)* propose de localiser Anquillaria en Tunisie sur le littoral nord du cap Bon, à l'ouest de Missua, peut-être dans les environs de Dagla ; P. Le Roux (Statio Lucensis) examine *AÉ* 2007, 781 (Lucus Augusti) découverte en 2003 : un autel de Mithra (datant de Caracalla) qui mentionne pour la première fois une *statio Lucensis* dont la localisation n'est pas connue et qui était sans doute une *statio* de bénéficiaires ; O. Lempereur (*Deux trésors de monnaies romaines découverts en Haute-Tarentaise*) étudie deux petits dépôts monétaires (probablement deux bourses perdues comprenant l'une des sesterces, l'autre, des *antoniniani* et *aureliani*) de la seconde moitié du III^e^ s. ; P. Leveau *(Le règlement du* campus pecuarius *d'Aix-les-Bains)* revient sur *CIL* XII, 2462a et b (= *ILNVienne* 667) ; J.-P. Martin (*Les dieux « conservateurs » : Dioclétien et la tradition*) étudie l'épithète *conseruator* qui, sous Dioclétien, est appliquée systématiquement à Jupiter aussi bien sur les monnaies que dans les inscriptions et qui témoigne de la volonté de rupture de cet empereur avec le culte du Sol Invictus (prépondérant depuis Aurélien) pour en revenir aux sources les plus traditionnelles du pouvoir romain ; G. Mennella, *Il reimpiego di C.I.L. XI, 6956-6957 e una nuova dedica a Massimiano da Luna* ; M.-Th. Raepsaet-Charlier (*Dieux, dévots et temples en cité des Tongres*) dresse un bilan de nos connaissances sur les divinités, les fidèles et les lieux de culte dans la *ciuitas Tungrorum*. Parmi les divinités du panthéon officiel du municipe, on retrouve la triade capitoline, le génie du municipe, Viradechtis, Hercule (qui pourrait avoir joué le rôle de grand dieu protecteur de la *ciuitas*), Apollon, Mercure, Vihansa (nom germanique), Fortuna, Vulcain, Diane, les Nymphes, les Parques et Mithra, mais pas Mars (ce qui surprend quand on songe à l'importance de cette divinité dans le panthéon des Trévires et des Rèmes) et rarement les Matrones (dont le culte est pourtant si important à Cologne). Parmi les fidèles, on observe une proportion plus importante qu'ailleurs de pérégrins, ce qu'il ne faut surtout pas interpréter comme l'indice d'une faible romanisation. Quant aux lieux de cultes, parfois importants, ils sont dispersés sur tout le territoire de la cité ; D. Roman et Y. Roman (*Tacite, les « provinces publiques » et le pouvoir impérial*) émettent l'hypothèse que Tacite applique le terme non institutionnel de « provinces publiques » aux provinces sénatoriales pour suggérer insidieusement que les provinces impériales étaient, elles, la propriété personnelle de l'empereur (alors que « constitutionnellement », toutes les provinces étaient censées appartenir au peuple romain) et pour discréditer ainsi le principat ; Y. Roman (*Petite contribution épigraphique à la solution*

d'un mystère historique, l'adoption de L. Aelius par Hadrien) s'interroge sur les raisons qui ont poussé Hadrien à adopter L. Aelius, alors qu'il ne l'a jamais associé au pouvoir et qu'il savait qu'en raison de son état de santé, il ne lui succéderait jamais ; M. Tarpin *(La conquête de la Narbonnaise : retour sur les sources)* se livre à un examen critique des sources de l'histoire de la conquête de la Narbonnaise (à l'exclusion du Languedoc) entre 154 et 121 av. J.-C. (cet article est suivi d'une note de P. Arnaud, *Notule additionnelle à l'article de Michel Tarpin : Polybe et les milliaires de la via Domitia)* ; F. Wiblé *(Chevalier ou cavalier, soldat ou membre du sénat local ?*) revient sur une inscription d'Aoste (*I AugPraetoria,* 54) : l'inscription qui est sans doute plus tardive que le début du I^er^ s., comme on le pense généralement, mentionne un C. Iulius Severus, qui n'est probablement pas un décurion de l'*ordo* mais peut-être d'un collège, et son frère Salassus, qui était sans doute un cavalier plutôt qu'un membre de l'ordre équestre.

Paul SIMELON.

Cynthia DAMON, *Studies on the Text of Caesar's* Bellum ciuile, Oxford, Oxford University Press, 2015, 22,5 × 14,5 cm, VI-329 p., 70 £, ISBN 978-0-19-872406-3.

Vermutlich sah der „echte" Caesar ein wenig anders aus als der Kommentare schreibende Staatsmann, den Giorgio Vasari im 16. Jahrhundert im florentinischen Palazzo Vecchio gemalt hat. Vielleicht steht die Abbildung auf dem Buchumschlag von Cynthia Damons „Studies on the Text of Caesar's *Bellum ciuile*" damit in Zusammenhang, dass wohl auch Caesars Schrift über den römischen Bürgerkrieg ein wenig anders aussah als die 2015 in Oxford publizierte Edition von Damon. Sicher ist aber, dass ihre Rekonstruktion dem Original sehr nahekommt, wie aus dem hier rezensierten Begleitband *Studies on the Text* hervorgeht. – Die *Commentarii de bello ciuili* thematisieren in drei Büchern den Konflikt Caesars mit dem römischen Senat und knüpften an sein Werk über den gallischen Krieg an. Mit der Verteidigung seiner *dignitas* und einem Verfassungsbruch der Senatoren begründet Caesar seine Entscheidung, den Grenzfluss Rubicon 49 v. Chr. zu überqueren und Italien unter Waffen zu betreten (Caes., *Civ*. 1,7). Seine Darstellung umfasst die Auseinandersetzungen in Italien, Spanien sowie Nordafrika, und endet mit der Schlacht bei Pharsalos, in der er seine Gegner unter Pompeius 48 v. Chr. entscheidend schlagen konnte. Als Caesar vier Jahre später – nunmehr Diktator auf Lebenszeit – ermordet wurde, war *Bellum ciuile* nicht abgeschlossen. Es fand also niemals eine Überarbeitung durch den Autor statt. Die Veröffentlichung des Berichts im sogenannten *Corpus Caesarianum*, das auch die nichtcaesarischen Schriften über den alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Krieg enthält, ist vor allem Aulus Hirtius, einem engen Vertrauten Caesars, zu verdanken. Auf diese Zusammenstellung haben später Sueton (Caes. 56,1) und Orosius (Hist. 6,7,2) zurückgegriffen. – Die Untersuchung der Überlieferungsgeschichte des *Bellum ciuile* bildet Damons Vorarbeit für ihre neue Edition. Erhalten sind fast 200 Handschriften, von denen die ältesten aus der Zeit zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert stammen und in Florenz (**M** und **S**), im Vatikan (**U**), in Paris (**T**) und in Wien (**V**) bewahrt werden. Das ursprünglich etwa 33.000 Worte umfassende Werk über den Bürgerkrieg konnte in den letzten tausend Jahren bis auf einige Duzend Stellen rekonstruiert werden. Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden zur weiteren Annäherung an den Archetypen (**ω**) auf Grundlage der maßgeblichen Manuskripte verschiedene Stemmata entwickelt, die sich in drei Gruppen aufteilen lassen: Von zweigeteilten Stemmata auf Basis von acht beziehungsweise vier Handschriften gingen Alfred Holder (ed. *C. Iuli Caesaris Belli ciuilis libri III*., Leipzig, 1898) und Wolfgang Hering (*Die Recensio der Caesarhandschriften*, Berlin, 1963) aus. Virginia Brown (*The Textual Transmission of Caesar's Civil War*, Leiden, 1972) argumentierte

mit fünf erhaltenen Texten für ein dreigeteiltes Stemma. Einig sind sich die Autoren darin, dass die Manuskripte **M** sowie **U** vom gemeinsamen Hyparchetypen **μ** abhängen. Weiterhin ist Konsens, dass **T** und **V** auf denselben Hyparchetypen zurückgehen, den Holder und Brown **π** nennen. Ein Verdienst von Damon ist, dass sie für ihre Edition mit **M, U, S, T** und **V** ein neues, zweigeteiltes Stemma entwickelt hat, das sie im ersten Teil von *Studies on the Text* („Prolegomena", S. 1-95) herleitet. Dabei berücksichtigt sie auch mögliche Belege für die dreigeteilte Variante, obwohl einiges gegen den Vorschlag von Brown spricht (S. 21). Damon kommt zu der Schlussfolgerung, dass **π** und **S** vom Hyparchetypen **ν** abhängig sind, wobei sie eine „horizontale Überlieferung" zwischen **μ** und dem Überlieferungsstrang **ν-π** annimmt (Fig. 2, S. 54). Grundsätzlich stützt sie damit das zweigeteilte Stemma von Hering, wobei sie **π** (**TV**) in Abhängigkeit von **ν** setzt. Die Abweichungen zwischen **S** und **ν** können nun besser erklärt werden. Allerdings sind **ν** und **μ** schwer voneinander abzugrenzen, immerhin kann es infolge einer „horizontalen" Wechselbeziehung weniger Lücken und Zusätze in den jeweiligen Handschriften gegeben haben (S. 53). Damons Vorschlag erlaubt eine Rekonstruktion der meisten der 1.000 Stellen, an denen die Manuskripte voneinander abweichen. Außerdem wird die Annäherung an **ω** „less mechanical and more a matter of editorial judgement" (S. 53). – Zum Archetypen lässt sich feststellen, dass er frühestens im achten Jahrhundert auf dem Gebiet des alten Galliens in einer karolingischen Minuskel oder früheren Schrift verfasst wurde. Offenbar war aus der Antike nur ein Exemplar des caesarischen Werks hervorgegangen, das in karolingischer Zeit zwei Mal kopiert wurde (S. 55). Im zweiten Teil von *Studies on the Text* („Scopuli! On novel and unusual expressions in Caesar's *Bellum civile*", S. 96-126) beschäftigt sich Damon mit ausgewählten Problemen, die sich bei der Edition ergaben. Es ist nicht immer zu bestimmen, ob eine unklare Textstelle auf die Überlieferung oder die fehlende Überarbeitung von Caesar zurückgeht. In Bezug auf Fehler, die erst im Verlaufe der Zeit hinzukamen, erläutert Damon ihre Korrekturen. – Den Hauptteil des Begleitbands bildet „Part 3: Notes on the text" (S. 127-309), in dem die Autorin eine Vielzahl problematischer Textstellen aus den drei Büchern des *Bellum Ciuile* untersucht. Jeder Abschnitt beginnt mit einem Quellenauszug, zu dem eine englische Übersetzung in der Fußnote angeboten wird, sowie einem philologischen Kommentar. Anschließend zählt Damon Probleme wie falsche Wortendungen, syntaktische Unklarheiten und nichtcaesarische Wörter auf, die sich in dem Textabschnitt finden. Für die meisten Fehler findet sie Verbesserungen, doch manchmal bleiben Schwierigkeiten bestehen, so dass es nicht möglich ist, über Urteile wie „None of these solutions is perfect, but the last seems the least imperfect" (S. 132) oder „A difficult spot!" (S. 142) hinauszugehen. Insgesamt entwickelt Damon einen methodisch nachvollziehbaren Ansatz, den sie mit zwei Abbildungen zur Entwicklung ihres neuen Stemmas veranschaulicht (S. 17; 54). Einziges – und vielleicht unvermeidbares – Manko ihrer These ist, dass die „horizontale Überlieferung" nicht präzise fassbar wird („in a generation between **ν** and **π**", „it is somewhere on the spectrum between occasional and systematic, probabably closer to the former endpoint", S. 53). Auffälligerweise ist „Part 1" nur eine ausführlichere Fassung des „Preface" der Edition, worauf die Autorin jedoch selbst aufmerksam macht (ed., S. xi). Obwohl es sich bei *Studies on the Text* um einen Begleitband handelt, der wohl vornehmlich zum Nachschlagen kritischer Textstellen verwendet wird, lässt sich das Buch auch unabhängig vom *Bellum ciuile* lesen. Deswegen wäre ein kurzes Schlusswort zwischen „Part 3" und der Bibliographie erfreulich gewesen. Nichtsdestoweniger bildet Cynthia Damons *Studies on the Text* zusammen mit ihrer Edition einen in sich geschlossenen und hilfreichen Beitrag zur Rekonstruktion einer Quelle, deren Besonderheit darin liegt, dass sie niemals vollendet worden ist. Tino SHAHIN.

Sylvie DAVID, *Regards grecs et latins sur le corps humain*, Besançon, SCÉRÉN de l'académie de Besançon (CNDP-CRDP), 2013, 27 × 21,5 cm, 196 p., fig., 1 DVD, 30 €, ISBN 978-2-84093-211-6.

Por sugerencia de Pierre Monat, especialista en literatura patrística, un grupo de profesores coordinados por S. David, maître de conférences de griego en la Universidad del Franco-Condado, ha recopilado una decena de textos, en su mayoría latinos, pero también griegos, cuyo contenido gira en torno al cuerpo humano y que se mueven cronológicamente entre la República romana y la Antigüedad tardía. Esta elección representa en si misma una novedad digna de mención en la medida en que se propone una materia normalmente ausente en los estudios de las lenguas clásicas en cualquiera de sus niveles, habiendo sido siempre los textos de contenido médico una suerte de *terra nullius* entre la Filología clásica y la Historia de la ciencia. Así lo pone de manifiesto el prefacio del libro a cargo de C. Klein, Inspectora General de Educación Nacional para el grupo de Letras (p. 7). – La serie de autores y pasajes tomados en consideración se inicia con algunos extractos de la primera parte del libro XI de las *Etimologías* de Isidoro de Sevilla, relativos a los sentidos y a algunas partes del cuerpo. Siguen tres unidades tomadas del capítulo X del *De opificio Dei* de Lactancio, referidas respectivamente a la nariz y a los órganos dobles, las manos y el pecho. Del naturalista Plinio el Viejo se toma el capítulo sobre la fragilidad humana en el momento del nacimiento (VII, 1, 2-4) y extractos sobre remedios de naturaleza humana (XXVIII, 2 y 9). El diálogo *De natura deorum* de Cicerón les sirve a los autores para comentar, desde la perspectiva estoica, los órganos del cuerpo humano y su organización. De un anónimo tratado de fisiognomonía, datado por J. André entre los s. IV y V, se toman los capítulos 48 — los labios y la boca — y 14 — los cabellos —. Finalmente, la *Vita Antonii* de Atanasio de Alejandría ofrece el capítulo griego, acompañado de una traducción latina, en el que se describe cómo Antonio somete su cuerpo a la ascesis rigurosa para hacer frente al enemigo. El volumen se cierra con tres textos suplementarios: uno latino, de Hugo de Saint-Victor (s. XII), sobre los órganos del cuerpo como representantes de las capacidades intelectuales y morales, y dos griegos sobre la elección de esposa (Nicóstrato, s. II d. C.) y la buena conducta de la esposa (Naumaquio, s. II d. C.). – En su génesis, el libro tiene un perfil marcadamente didáctico, destinado a estudiantes de "collège" y de "lycée" franceses. Esto determina la organización explicativa de cada una de las unidades seleccionadas, en la que se incluye una presentación breve del autor y la obra de la que se toma el pasaje, el texto mismo y una traducción francesa — normalmente tomada de otros autores, pero a veces propia —, una traducción yuxtalineal y un apartado denominado "pistes d'étude", que incluye aspectos sobre la lectura del texto, la gramática, la estilística, el vocabulario, la etimología y el bilingüismo, especialmente visible en la utilización de términos técnicos griegos. La ampliación de perspectivas hacia el dominio general de la cultura antigua lleva a los autores a proponer textos conexos. Así, por ejemplo, en la unidad de Plinio dedicada a los remedios de origen humano, se remite a un pasaje de Aulo Gelio (XI, 6) sobre los juramentos de hombres y mujeres (p. 97) y más adelante, en el mismo bloque (p. 103), se propone la lectura del capítulo de las *Etimologías* isidorianas sobre los cuatro humores del cuerpo humano (IV, 5). – En este bloque se contemplan otros apartados de comentario y ampliación — "aller plus loin" —, que permiten explorar más facetas de los textos, especialmente en lo que concierne a los ecos literarios o filosóficos de los mismos. Un buen ejemplo es la unidad tomada de Cicerón, que permite a los autores relacionar el providencialismo estoico de Balbo con la evocación optimista y absurda de la perfección del mundo y del cuerpo humano por parte de Pangloss en *Candide* de Voltaire (p. 131). De igual modo, el apartado sobre los labios y la boca del tratado

anónimo de fisiognomonía facilita la evocación de retratos por parte de Honoré de Balzac, Charles Dickens, Oscar Wilde o Gustave Flaubert (p. 151-152). En algún caso, cual es el de los remedios de Plinio, se propone en este apartado un elenco de fuentes antiguas o modernas, técnicas, literarias o patrísticas, que permiten relacionar el texto propuesto con otros de contenido cercano (p. 106-108). Otras unidades conllevan propuestas similares. – Un faceta muy beneficiosa del libro es su carácter interdisciplinar. La mayoría de los autores son profesores de lenguas clásicas, pero cuentan con la colaboración de dos profesoras de artes plásticas de Besançon y una doctora en estudios latinos y en historia del arte de la Universidad de Paris IV. Esto se traduce en la inclusión de una «traversée artistique» en la mayoría de las unidades propuestas y de dos en el caso de la primera de Plinio. Todas ellas incluyen una síntesis temática e imágenes comentadas, y sirven para complementar y expandir la información transmitida o sugerida por los textos, al tiempo que hacen más atractivo el contenido para los estudiantes. Cinco de ellas vienen acompañadas por información complementaria que se recoge en un DVD, que, por otra parte, permite mejorar la visión de las imágenes. El recurso combinado a textos e imágenes amplía los posibles usuarios del libro, destinado en principio a profesores de lenguas clásicas, pero también a los de modernas, de historia, de artes plásticas, de ciencias y de filosofía. – En suma, se puede afirmar que la elección del tema del cuerpo humano como directriz fundamental del volumen es, de por sí, algo novedoso. Los planteamientos lingüísticos en distintos niveles, los estudios del contenido de cada texto y la complementación con excursos de historia del arte hacen de la obra de la que se da cuenta un instrumento de gran interés para hacer visible el interés del estudio de las lenguas clásicas en los distintos niveles de la enseñanza secundaria en Francia, pero también en otros países. Complementariamente, esta obra sirve para recordar a los especialistas en textos médicos que el catálogo de fuentes de información no se ciñe forzosamente a las más estrictamente técnicas. Manuel E. VÁZQUEZ BUJÁN.

Hendrik W. DEY, *The Afterlife of the Roman City : Architecture and Ceremony in Late Antiquity and the Early Middle Ages*, Cambridge, Cambridge University Press, 2015, xiv-291 p., pl., fig., 24 cm, 99 $, ISBN 978-1-107-06918-3.

Hendrik Dey, der sich bereits durch mehrere Studien zur Spätantike ausgewiesen hat, legt nun eine weitere Monographie zu dieser Epoche vor und greift mit ihr in das große Thema Niedergang und Fortbestand der antiken Stadt ein. Der Untertitel „Architecture and ceremony“ durchzieht das Buch als Leitmotiv. Die Kernaussage läßt sich tatsächlich so zusammenfassen: „the characteristic shape of the postclassical city was largely a product of ceremony“ (S. 17). – Im ersten Kapitel, „Introduction“, legt D. Rahmen, Methode und Fragestellung fest und positioniert sich und sein Buch in der gegenwärtigen Forschungsdiskussion. Der chronologische Rahmen reicht vom 3. bis zum 9. Jh. (S. 1), der geographische Rahmen entspricht dem Gebiet des Römischen Reiches in seiner Ausdehnung in der Mitte des 3. Jhs. (S. 17 f.). Zusätzlich zur archäologischen Evidenz will D. auch literarische, epigraphische und bildliche Quellen hinzuziehen (S. 11 f.); deren Auswertung sind jeweils einzelne Unterkapitel bzw. längere Abschnitte gewidmet (z. B. S. 84–89. 95–100. 102 f. 119–126). Die Struktur seines Buches vergleicht D. mit einem Satz russischer Puppen, Matrjoschkas: Die äußere, größte, beinhalte öffentliche Bauten und Infrastruktur; die mittlere das Zusammenwirken von Architektur und Zeremoniell und dessen Auswirkung auf das Fortdauern eines bestimmten „urban habit“; die innerste entspreche D.s Beitrag zur Diskussion um „decline and fall“ vs. „continuity“ (S. 1). – Angesichts des Zeitraums und der räumlichen Weite der Untersuchung, der epochenspezifischen Problematiken, und weil urbanistische und architekturgeschichtliche, politische und wirtschaftliche, soziale und religionsgeschichtliche

Aspekte gleichermaßen eine Rolle spielen, sind Forschungsgeschichte und die Positionen in der aktuellen Diskussion sehr komplex. Entsprechend seiner Zielsetzung konzentriert sich D. daher in den forschungsgeschichtlichen Abschnitten auf die spätantike Stadt, spätantike Herrscherideologie und Zeremoniell (S. 16 f.) und „decline and fall" vs. „continuity" (s.u.). Die wichtigsten Diskussionsfelder, die D. als relevant für sein Thema präsentiert und in denen er sich jeweils deutlich positioniert, sind „urban living" in der griechisch-römischen Antike (S. 2), „Romanization" und Urbanisation (S. 2–5), und schließlich die grundsätzliche Frage, an der keine Forschung zur Spätantike vorbeikommt: „decline and fall" vs. „continuity" (S. 5–10). D. skizziert diese beiden Positionen und den *status quo* der Forschung. Es seien zwei Gemeinsamkeiten, die die Vertreter der beiden Erklärungsmodelle verbinden: Die eine besteht darin, daß Städte in der Forschung für gewöhnlich als Spiegel der jeweiligen Gesellschaft und als Indikator für kulturgeschichtliche Entwicklungslinien behandelt würden; die andere liegt darin, daß Städte und Menschen – „urban living" im weitesten Sinne – als epiphänomenal, somit als Folgeerscheinungen von (wie auch immer gearteten) Bedingungen und Gegebenheiten betrachtet würden (S. 7). – Um dieses beiden Positionen gemeinsame Defizit auszugleichen, aus der gegenwärtigen Pattsituation herauszutreten und die Forschung entscheidend weiterzubringen, zielt D.s Ansatz darauf ab, den Faktor „human agency" für das Fortbestehen der Stadt in seiner vollen Bedeutung zu werten und in der Erforschung der Stadt dementsprechend in den Vordergrund zu rücken (S. 9). – Unter diesen Prämissen entfaltet D. seine These: Die „antike Stadt", wie sie sich im Hellenismus und der Kaiserzeit entwickelt hat, habe sich in bemerkenswerter Weise auch noch während der „darkest centuries" nach der Auflösung des Römischen Reiches gehalten, und das trotz veränderter politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen (S. 1–2). Wenn Städte bestehen blieben, dann deshalb, weil die jeweiligen Machthaber dies *wollten*, mehr noch: sie brauchten. Der Fortbestand von städtischen Strukturen sei demnach weder eine Frage von rein ökonomischen Gegebenheiten oder pragmatischem Handeln noch eine Begleiterscheinung sondern sei, im Gegenteil, kausal zu erklären: mit der Notwendigkeit der Ausübung und damit verbunden der Vorführung von Macht und Amtsgewalt seitens der Machthaber; die „Stadt" sei unabdingbare Voraussetzung dafür. Diese Feststellung gelte gleichermaßen für den römischen Kaiser, für die byzantinischen Kaiser, die Könige in den westlichen Nachfolgereichen, für die Bischöfe und auch für die umayyadischen Kalifen (S. 15), nicht aber für z. B. Awaren und Slaven, die keine Affinität zu Stadt und städtischen Strukturen hatten („relatively disinterested in", „extraneous to", S. 15, „disinclination", S. 128; s. auch Britannien, S. 128). – Die spätantike Stadt sei ein Produkt der Zeremonie, des Rituals, vielmehr: die politische Topographie der spätantiken Stadt könne als die Übertragung von Zeremonieprotokollen in „built space" betrachtet werden (S. 17). Die wichtigsten Merkmale, gleichsam die Quintessenz der spätantiken Stadt, seien Stadtmauern, Säulenstraßen und herrscherliche Bauten (z. B. S. 13 und passim). Dementsprechend blieben diejenigen Städte bestehen, in denen konkret Herrschaft ausgeübt und demonstriert wurde (Hauptstädte, Regierungssitze, Provinzhauptstädte, Bischofssitze), sei es durch den Machthaber selbst oder durch seine abgeordneten Stellvertreter (S. 14 und passim). Fortbestand oder Untergang der Stadt ließe sich demnach mit einem „‚top-down'-approach" fassen (S. 15). – Das Kapitel fährt fort mit den „caveats" (S. 17 f.), insbesondere hinsichtlich der Auswahl der Fallbeispiele. D. ist sich bewußt, daß diese sehr selektiv ist und minimal angesichts der Länge der untersuchten Zeitspanne und der Weite des geographischen Raums. Auch wenn die Beispiele aus unterschiedlichen Regionen des Römischen Reiches genommen sind und einen langen Zeitraum abdecken, so bleibt es dennoch eine subjektive Zusammenstellung, die keineswegs streng methodisch nach zuvor festgelegten Kriterien erfolgt ist. D.s Selektion besteht vielmehr darin, diejenigen Fälle auszuwählen, die seine These bestätigen. Er

überläßt es „regional experts“, die Tragfähigkeit seiner Thesen für jedwedes Gebiet und jedweden Fall zu überprüfen (S. 18). – Das ist ein mutiges Vorgehen. Es wird sich in Zukunft zeigen, ob D.s Thesen einer flächendeckenden Überprüfung standhalten oder nicht. Auf jeden Fall kann sich die damit angeregte Diskussion nur förderlich auf die Erforschung der spätantiken Stadt auswirken. – Das Kapitel schließt mit einem geschichtlichen Abriß des 7. Jhs. mit Fokus auf „the end of the ‘classical city’“ (S. 18–20). – Gegenstand des zweiten Kapitels sind die „new urban forms for a new empire“, die Tetrarchie. Vorangestellt ist im ersten Unterkapitel Philippopolis (S. 21–24), eine *ex nouo*-Gründung des Philippus Arabs, an der sich bereits die Kernelemente der späteren Fallbeispiele und damit auch von D.s These zeigen (S. 23). Im nächsten Unterkapitel (S. 25–33) werden knapp die diokletianischen Reformen in ihrer ganzen Bandbreite und den Folgen dargestellt, die hinsichtlich Urbanistik und Urbanität darin bestünden, daß die Topographien der Städte „gebaute“ Fortsetzung und Spiegelung der politischen, ideologischen und zeremoniellen Agenden des engumgrenzten Kreises der herrschenden Elite geworden seien (S. 32). – Im folgenden Unterkapitel (S. 33–57) verdeutlicht D. seine These anhand von Städten, die von den Tetrarchen gegründet oder neugestaltet wurden. An Antiochia am Orontes (S. 34–38) und Thessaloniki (S. 38–45) werde offenbar, daß Säulenstraßen die wichtigsten Stadttore und Repräsentationsbauten verbinden und diese Achsen der zeremoniellen Bewegung dienten. Dies ließe sich auch im Nordwesten des Reiches beobachten. Daher sind die nächsten Beispiele Trier (S. 45–47) und Autun (S. 47–49): auch hier seien Säulenstraßen und „architecture of power“ (S. 49) die entscheidenden Elemente. – Waren die bisher gewählten Beispiele Städte, die unter den Tetrarchen eine Neugestaltung erfahren haben, folgen nun mit Split (S. 49–53) und Felix Romuliana (Gamzigrad, S. 53–56) zwei Neugründungen, „palace-cities“. D. stellt fest, daß der jeweilige Tetrarch sie als „image of a city“, mehr noch: „an imperial capital“ konzipiert habe (Split, S. 53); bei Felix Romuliana werde dies in den Stadtmauern, prominente und nunmehr feste Bestandteile spätantiker Städte, manifest (S. 56). Das Unterkapitel schließt mit der Feststellung, daß die Säulenstraße bedeutendstes strukturelles Element tetrarchischer Städtearchitektur geworden sei, sowohl in urbanistischer Hinsicht als auch als adäquate architektonische Repräsentation der „imperial majesty“ (S. 57). – Im nächsten Unterkapitel (S. 57–64) sucht D. Antwort auf die Frage, warum die Tetrarchen sich so sehr um diese spezifische architektonische Form, ihre Umsetzung und ihre Verbreitung bemüht haben: die Antwort sei im öffentlichen Zeremoniell und politischen Ritual zu finden, die die Angehörigen der herrschenden Elite zu ihrer Selbstdarstellung – oder zur Darstellung ihrer „public persona“ – benötigten (S. 57 f.). Daher ist dieses Unterkapitel dem Zeremoniell gewidmet, insbesondere dem *aduentus*, seinen Besonderheiten seit Diokletian und dem Zusammenhang zwischen Prozession und Prozessionsräumen, d. h. entsprechend gestalteten Straßen (S. 61). Abschließend geht es um die kirchlichen Machthaber: Diese haben sich sehr bald mit den Prozessionen sowohl das Zeremoniell, durchaus mit Anklängen an den *aduentus*, als auch mit den Prozessionswegen die Architektur selbst angeeignet (S. 62–63; hierzu auch S. 101–103). – Kapitel 3 nimmt die Säulenstraße als Architekturtyp detailliert in den Blick. Im ersten Unterkapitel (S. 65–68) umreißt D. die Forschungsgeschichte zur Säulenstraße in der Spätantike und klärt die Terminologie („porticated streets“ vs. „colonnaded streets“), zu Recht entscheidet er sich dafür, den weiter gefaßten Begriff „porticated streets“ zu verwenden (S. 67, was „mit einer Portikus versehenen Straße“ entsprechen würde; der Einfachheit halber wird Rez. weiterhin von „Säulenstraße“ sprechen). Der Überblick über ihre Entwicklung innerhalb der Architekturgeschichte mündet in der Feststellung, daß die Säulenstraße das kaiserliche urbanistische Gestaltungsmittel *par excellence* im Städtebau ab dem späten 3. Jh. geworden sei, als welche sie sich beharrlich über das 6. Jh. und darüber hinaus

gehalten habe – in Interdependenz mit dem öffentlichen, politischen Zeremoniell, das sich in ihnen abgespielt hat und für welches sie benötigt wurde. Ihre Untersuchung verspreche daher Erkenntnisse zu Ausübung und Manifestation von Macht und zeige auf, warum diese Architekturform unabdingbarer Bestandteil bestimmter Städte in der Spätantike geworden sei (S. 68). – Dementsprechend widmet sich D. im Folgenden ihrer Form und Funktion. Er beginnt mit Rom und Mailand (S. 68–77), mit besonderem Augenmerk auf die Nutzung der Formen gleichermaßen von weltlicher und kirchlicher Macht; dann folgt Konstantinopel (S. 77–84), an dem besonders deutlich die Verbindung von Architektur und Zeremoniell im Dienste staatlicher und kirchlicher Machthaber aufgezeigt werden kann. Im folgenden Unterkapitel (S. 84–89) bekräftigt D. seine Argumentation mit der Notitia Urbis Constantinopolitanae und literarischen Quellen, um schließlich im nächsten Unterkapitel (S. 89–103) insbesondere am Beispiel von Ephesos (S. 91–95) die zunehmend zentrale Rolle der Säulenstraßen – bei gleichzeitig abnehmender Bedeutung bisheriger Knotenpunkte von „civic life“, wie der *agorai* – im Stadtleben herauszuarbeiten: Um geehrt und für die Nachwelt verewigt zu werden, gebe es in der Spätantike eben keinen besseren Ort; hier fand, in Form von Inschriften, die Kundgebung des Staatswillens durch administrative Bekanntmachungen statt (S. 93 f.); sie boten sozialen wie geschäftlichen Kommunikationsraum auch im Alltagsleben und nicht zuletzt waren sie Aktionsraum bei besonderen Anlässen (S. 94–97). – Die „Alltagstopographie“ und die zeremonielle Topographie seien miteinander verzahnt und sogar deckungsgleich gewesen (hier für Konstantinopel, S. 98). Die Säulenstraßen waren somit der Ort der Interaktion schlechthin, sowohl für die Bewohner der Stadt untereinander als auch zwischen Beherrschten und Herrschenden, wobei sich in ihrem Raum auch die Sozialhierarchie (S. 100) vergegenständlicht habe. Nicht zuletzt habe hier auch die Interaktion kirchlicher Würdenträger mit den Menschen stattgefunden: die Kirche habe sich in der Tat nahtlos in die bereits vorhandene zeremonielle Infrastruktur einer Stadt eingefügt (S. 101). Die anschließenden Unterkapitel (S. 103–108 und S. 108–119) führen weiter in die darauffolgenden Jahrhunderte. Unter der Bezeichnung „the long shadow of Constantinople“ behandelt D. zuerst Neugründungen im Osten in der Zeit von Anastasius bis Justinian, an denen er „the ruling establishment's continued fascination with colonnaded streets“ (S. 107) aufzeigt, dann die als „little Romes“ bezeichneten Nachfolgereiche im Westen (S. 109), wobei Ravenna eine detailliertere Betrachtung zukommt (S. 110–119). Das Kapitel schließt mit der Untersuchung spätantiker Städtedarstellungen (S. 119–126) und einer Zusammenführung der Ergebnisse (S. 126): Die Säulenstraßen und die mit ihnen verbundenen Bauten seien als Kondensat der spätantiken Stadt, in dem sich alle Aspekte des städtischen Lebens zusammenfinden, zu begreifen. Insbesondere in Ausblick auf die späte Spätantike seien sie vor allem aber auch ein „architectural shorthand“, das sich Herrscher, Kaiser, Bischöfe gleichermaßen zu eigen machen konnten, um die Stadt, auch in reduzierter Gesamtform, dennoch mittels eines zentralen urbanistischen Elements zu bewahren. – Kapitel 4 behandelt die Übergangszeit zwischen Spätantike und Mittelalter. Einerseits wird das Material disparater und vielfältiger, andererseits bahnen sich in manchen Regionen neue Herrschaftsformen an. D. skizziert zunächst den geschichtlichen und forschungsgeschichtlichen Hintergrund für das 7. Jh. (S. 127–140, aber s. auch schon Einleitung, S. 18–20); bemerkenswert sei, wie zahlreich sich aussagekräftige Beispiele trotz veränderter Rahmenbedingungen finden (bes. S. 136). Der Grund dafür sei offensichtlich, daß weltliche und kirchliche Machthaber die Stadt als Kulisse und auch die Menschenmengen gebraucht haben, um sich, ihr Amt und ihre Macht vorzuführen (S. 137-139). – Da demnach öffentliche Darstellung von Macht und Autorität durch Ritual und Zeremoniell im Rahmen von aussagekräftiger Architektur und in der Präsenz von Menschenmengen auch im 7. und im 8. Jh. nach wie vor als

notwendig erachtet wurde, sei der Fortbestand des seit dem 3. Jh. konsolidierten urbanistischen Systems, bestehend aus von Portiken begleiteten Straßen, die als Verbindung zwischen den Stadttoren und den Herrscherbauten sowie für zeremonielle Bewegungen dienten, gesichert gewesen (S. 138). Die „visual and symbolic proclamation of authority“ sei an eben diese Formen und Infrastrukturen städtischer Architektur gebunden gewesen (S. 138 f.). Möglich und erforderlich wurde dies durch die Konzentration der Mittel in den Händen der Autoritäten sowie durch den Fortbestand des „ceremonial apparatus“ (S. 139 f.). – Dies wird in den einzelnen Unterkapiteln an sehr unterschiedlichen Beispielen demonstriert: im Westgotenreich (S. 140–160) an Toledo, Recopolis, Mérida und Córdoba, bei den Merowingern (S. 160–178) an Tours, Paris, Orléans, Soissons, Reims, Metz, Trier und Köln. Im Gebiet des langobardischen Italien (S. 178–189) behandelt D. Pavia, Benevent und Salerno; im byzantinischen Reich (S. 189–213) sind es Palermo, Syrakus, Korinth, Thessaloniki, Athen, Amorium, Ankara, Ephesos, Milet, Sardis, Anazarbos und Lesbos; schließlich bespricht er in der Levante unter den Umayyaden (S. 213–220) Anjar, Damaskus und Gerasa. – Das letzte Kapitel gibt einen Ausblick auf die Karolinger und ist passend als „Postscript“ überschrieben. Die Abtei St. Riquier (Centula) in der Picardie, die Klosteranlage Lorsch (S. 221–236) und das als „palace-city“ bezeichnete Aachen (S. 236–241) entstanden alle *ex nouo* unter Karl dem Großen. Was sie mit den vorher behandelten spätrömischen Städten verbinde, sei der Einsatz bestimmter Komponenten der spätantiken Stadt, die spezifisch auf die „ceremonial armatures“ zurückgehen. Aachen sei das späteste Beispiel in einer kontinuierlichen Abfolge von „capitals“ (S. 241, von D. in Anführungszeichen gesetzt), deren zentrale Bauten, die der weltlichen und kirchlichen Macht dienten – hier repräsentiert durch die Pfalzkapelle und die Audienzhalle –, durch Säulenstraßen (hier Portiken) verbunden sind, die der Führung und Regelung der zeremoniellen Bewegungen dienten (S. 237–241). Folglich sei „Stadt“ synonym mit Ausübung und Darstellung von Herrschaft und Macht, von Konstantin bis hin zu Karl dem Großen (S. 243). – In den abschließenden „Conclusions“ (S. 244–251) erfolgt eine Zusammenfassung der einzelnen Kapitel sowie der Gesamtergebnisse. Es folgen Bibliographie und Index; die Bibliographie ist reich, erfreulich polyglott, hätte aber mitunter besser redigiert werden können. – Dies ist ein handliches Buch zu einem großen Thema. Es ist als sehr gelungen zu bezeichnen. D. hält, was er verspricht. Trotz des großen Gesamtthemas konzentriert er sich auf sein fest umschriebenes Ziel. An geschichtlichen und forschungsgeschichtlichen Hintergründen gibt er, was nötig ist; Weiterführendes findet sich in den Fußnoten. Die Argumentation ist klar und zielgerichtet, das Buch ist sehr gut lesbar und fesselnd. D.s These überzeugt. Archäologische, literarische, epigraphische und bildliche Quellen werden gleichermaßen und reichlich hinzugezogen und sind gut ausgewählt, wenn auch zu Recht nicht komplett, worauf D. aber bereits in der Einleitung hinweist. D. legt immer offen, wann er auf fester Basis argumentiert und wann er Hypothesen aufstellt. – Das Buch wird jeder mit Interesse lesen, der sich mit Spätantike und Mittelalter beschäftigt. Die Bedeutung der hier vorgetragenen Kernaussage liegt in ihrer weitreichenden Gültigkeit: In dem langen, von D. behandelten Zeitraum trifft sie auf Kaiser, Könige, deren Vertreter, Bischöfe und Kalifen gleichermaßen zu. In einem epochenübergreifenden Horizont aber geht es um die alte Frage von Zusammenhang von Architektur und Macht. D. hat sie überzeugend für Spätantike und Frühmittelalter diskutiert. Kristine IARA.

SIEGMAR DÖPP, *Vaticinium Lehninense – Die Lehninsche Weissagung. Zur Rezeption einer wirkungsmächtigen lateinischen Dichtung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert,* Hildesheim, Georg Olms Verlag, 2015 (Noctes Neolatinae, 21), 21 × 14,6 cm, VIII-132 p., € 34,80, ISBN 978-3-487-15239-4.

In der deutschsprachigen Latinistik floriert seit geraumer Zeit die Edition und Interpretation neulateinischer Texte, und das ist grundsätzlich zu begrüßen. Doch wie es bei einem „Boom“ nun einmal ist, hat die Hinwendung zur Latinität des 15.-18. Jahrhunderts so manchem Opus zur Ehre einer modernen Würdigung verholfen, das nicht von ungefähr vergessen in den Bibliotheken geschlummert hatte. Das gilt nun aber ganz und gar nicht für das von S. Döpp (= D.) wieder in die wissenschaftliche Diskussion eingebrachte *Vaticinium Lehninense*, und zwar vor allem aus einem ganz speziellen Grund: Diese um 1700 bekannt gewordene und aus nur 100 leoninischen Hexametern bestehende Dichtung wurde nicht etwa nur von *lectores docti* rezipiert, sondern auch von Vertretern der hohen Politik, ja sogar bis in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts hinein. Der Text, der als Autor einen um 1300 in der Zisterzienserabtei Lehnin bei Potsdam lebenden Frater Hermannus präsentiert, prophezeit das Aufkommen des Protestantismus, aber auch dessen Verschwinden zugunsten des dann wieder allein gültigen Katholizismus erst aus der Mark Brandenburg, dann aus ganz Deutschland und bindet dies an den ebenfalls sicher zu erwartenden Untergang des elften evangelischen Herrschers über die Mark Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern mitsamt seiner Dynastie; die Rekatholisierung werde auch den Wiederaufbau des Klosters (es bestand tatsächlich nur bis 1540) zur Folge haben. D. ediert und übersetzt diese Weissagungsschrift, analysiert sie gründlich, indem er alle für sie relevanten philologischen Aspekte berücksichtigt – Echtheitsproblem, Autorfrage, kulturelles Umfeld, literarhistorische Tradition, Metrik und Sprache –, und zeichnet dann minuziös die ausgesprochen spannende Geschichte ihres Nachlebens im 18., 19. und 20. Jahrhundert nach. – Die wichtigsten Ergebnisse des Interpretationskapitels, die alle nicht zuletzt deswegen überzeugen, weil D. im Gegensatz zu vielen seiner Vorläufer im Bereich der Untersuchung des *Vaticinium* wohltuend sachlich und zugleich ebenso scharfsinnig wie kompetent argumentiert – seine zu einem großen Teil nicht leicht zugängliche Bücher und Aufsätze enthaltende Bibliographie umfasst 40 Seiten! –, sind Folgende: 1. Es handelt sich um ein Pseudepigraph, das nicht im Mittelalter geschrieben worden sein kann, da das in V. 63 gebrauchte Wort *Iehova*, das im 13. Jahrhundert niemand verstanden hätte, sich erst ab dem 16. Jahrhundert verbreitete; außerdem unterscheidet der Text sich inhaltlich sehr stark von mittelalterlichen Prophezeiungen, und die hier verwendeten leoninischen Hexameter stehen offenkundig in humanistischer Tradition. 2. Das Pseudepigraph ist als *vaticinium ex euentu* entweder in die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1640-1688) oder seines Nachfolger Friedrichs III. (1688-1713; seit 1701 Friedrich I., König in Preußen) zu datieren. 3. Die Identität Pseudo-Hermanns ist nicht feststellbar. 4. In V. 94 (*Israel scelus audet morte piandum*) bezieht sich das erste Wort nicht auf das Judentum in seiner Gesamtheit oder einzelne Juden – diese Auffassung hat dem Text die Rezeption bis in die Zeit des Nationalsozialismus gesichert –, sondern auf den elften protestantischen Herrscher in Brandenburg, mit dem aus der Rückschau König Friedrich Wilhelm III. (1797-1840) gemeint sein müsste. – Aus der Rezeptionsgeschichte sei ebenfalls das m.E. Interessanteste herausgegriffen. Bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden, begünstigt u.a. durch die geistige Bewegung der Aufklärung, erste Argumente für die Unechtheit des *Vaticinium* erbracht; dennoch befürchtete Friedrich der Große (1740-1786), der die Äußerungen über den (neunten) Herrscher in V. 85-88 auf sich beziehen durfte, als Kronprinz, er werde sterben, bevor er den Thron besteigen könne (S. 43), und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. (1786-1797), besorgte sich angesichts der wachsenden Bedrohung durch Napoleon eine Abschrift des Textes. Als sein Sohn Friedrich Wilhelm III., die „Nummer elf“, von dem Franzosenkaiser 1806 bei Jena und Auerstedt besiegt worden war, sahen sich diejenigen, die das *Vaticinium* für authentisch hielten, in ihrer Auffassung bestätigt, und sie ließen sich auch durch die späteren Ereignisse, die Preußens Gloria ein stetiges

Wachstum bescherten, nicht beirren, ja versuchten die „Rettung“ der Prophezeiung als solcher u.a. dadurch zu erreichen, dass sie nach dem Ersten Weltkrieg mit dem *stemmatis ultimus* (V. 93) Kaiser Wilhelm II. identifizierten. Dieser konnte aber nicht mehr als „Nummer elf“ betrachtet werden. Das hatte bereits für seine Vorgänger seit Friedrich Wilhelm IV. gegolten und denjenigen, die in dem Text ein Pseudepigraph sahen, ein in ihren Augen schlagendes Argument geliefert. Für sie war die Prophezeiung seit den Befreiungskriegen „falsch geworden“, wie Theodor Fontane, der prominenteste Verfechter der These von der Unechtheit, es in Teil III seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* von 1873 formulierte (S. 60). Aber obwohl andere sich ähnlich besonnen äußerten wie er, wurde das *Lehninum* von denen, die es für authentisch hielten, während der Revolution von 1848/49 und während des „Kulturkampfes“ unter Wilhelm II. staats- bzw. konfessionspolitisch instrumentalisiert. Im 20. Jahrhundert erlebte der Text dann noch verstärkt den Missbrauch durch Antisemiten, die sich insbesondere auf V. 94 (s.o.) beriefen. In diesem Zusammenhang erfolgte am 2. Mai 1933 eine sozusagen „ostentative“ Besichtigung des gegen Ende des 19. Jahrhunderts wiederaufgebauten und in das evangelische Luise-Henrietten-Stift umgewandelten Klosters Lehnin durch Hitler in Begleitung von Goebbels und dem nationalsozialistisch gesinnten Hohenzollernprinzen August Wilhelm (S. 81-85). – D.s höchst lesenswerte Monographie über das *Vaticinium Lehninense* darf wegen ihrer komplexen und zugleich extrem gründlichen Auseinandersetzung mit dem Text als Muster für künftige Arbeiten über neulateinische Dichtung und Prosa gelten. Zwar sind Texte, denen ein so vielfältiges und langes Nachleben beschieden war wie demjenigen Pseudo-Hermanns, gerade in diesem Bereich der Literatur zweifellos selten, aber D.s Ausführungen könnten Neolatinisten vielleicht dazu anspornen, dass sie vor der Publikation eines von ihnen wiederentdeckten Textes besonders gründlich darüber nachdenken, ob die Beschäftigung damit sich wirklich lohnt.

Niklas HOLZBERG.

Norbert DÖRNER, *Feste und Opfer für den Gott Caesar. Kommunikationsprozesse im Rahmen des Kaiserkultes im römischen Ägypten der julisch-claudischen Zeit (30 v. Chr. – 68 n. Chr.)*, Rahden, Marie Leidorf, 2014 (Pharos, 30), 22,5 × 15,5 cm, 551 p., ISBN 978-3-86757-258-3.

L’ouvrage de N. Dörner, particulièrement imposant, est centré sur les procédures de communication dans le cadre du culte impérial dans l’Egypte de l’époque julio-claudienne, soit de sa conquête par Rome jusqu’à la fin de l’époque julio-claudienne (de 30 av. J.-C. à 68 ap. J.-C.). – Les trois premiers chapitres peuvent être considérés comme une longue introduction méthodologique et historique au sujet proprement dit, abordant successivement l’état des recherches, la méthodologie, les différentes catégories de sources (chap. I), les antécédents culturels et ethniques, ainsi que des réflexions générales sur les phénomènes religieux (chap. II), et enfin, les antécédents historiques depuis l’époque pharaonique jusqu’à l’époque hellénistique durant laquelle le culte royal apparaît fondamental pour la période julio-claudienne. Pour cette dernière, l’auteur évoque également le parallèle avec les provinces d’Asie et de Bithynie, et l’introduction du culte de *dea Roma*, la fonction sacrale de l’apothéose posthume d’Auguste, l’apparition des notions de *pietas*, *fortuna*, *pax*, les cultes municipaux en Italie… (chap. III). – Dans les chapitres suivants, l’A. traite véritablement son sujet, celui des fêtes et offrandes au dieu *Caesar* dans ses procédures de communication. – Le chap. IV apparaît comme le chapitre central du livre, et le plus important, abordant en fait, le cœur du sujet, l’organisation du culte impérial public. L’A. y analyse le rôle du grand-prêtre comme « prophète » de César, survivance de l’époque pharaonique durant laquelle le prêtre était présenté

comme le « prophète du roi », et la question du culte provincial, prenant comme exemples quelques cas évoqués dans les textes. De même, toujours à partir des textes, il étudie les éléments du culte impérial dans la vie quotidienne du temple égyptien en divers lieux, ainsi que son financement. Ensuite, l'A. aborde les aspects grecs du culte impérial sous l'angle provincial avec la création d'une nouvelle capitale à Nicopolis près d'Actium, le culte public à Alexandrie (avec la fondation du *Caesareum – Sebasteion*, et l'organisation du culte), ainsi que l'extension du culte à la maison impériale. Dans ce cadre, l'A. insiste sur le rôle du préfet d'Egypte, notamment de P. Rubrius Barbarus, et l'importance du règne de Claude dans l'auto-représentation publique de l'empereur (évocation des images et statues de culte de la *Pax Augusta Claudiana*, du temple de Claude…). L'adhésion au culte impérial y apparaît aussi comme un moyen de discipline sociale. Ensuite, l'A. passe à l'analyse du culte impérial dans la *chôra*, abordant successivement l'introduction du culte impérial dans les sanctuaires existants (à titre d'exemple ancien, il évoque le cas de Philae), puis la diffusion des temples de chaque empereur. L'A. traite ensuite du développement ultérieur de deux fonctions précédemment évoquées. C'est ainsi que l'on retrouve, en 89 ap. J.-C., un *archiprophétès* à Memphis, qui pourrait avoir quelque lien avec l'ancienne fonction de « prophète de César », en tant que grand-prêtre de toute l'Egypte, tandis qu'au début du 3e s., l'*archiprophétès* serait plutôt un grand-prêtre lié uniquement au sanctuaire héliopolitain. L'autre fonction est celle de « grand-prêtre d'Alexandrie et de toute l'Egypte » dont l'existence est attestée à l'époque d'Hadrien, avec L. Iulius Vestinus, mais qui remonterait, si l'on suit la démonstration de l'auteur, au règne de Claude ou de Néron, au début de la préfecture de Ti. Claudius Balbillus, en 55 ap. J.-C. En complément, se pose la question de l'existence ou non du représentant de l'*archiereus* dans les nômes. – Dans le chap. V, l'auteur traite des fêtes impériales et du calendrier, abordant les changements introduits par la conquête romaine, suite à la victoire d'Octave sur Antoine et Cléopâtre, dans le calcul du temps, marquant une rupture par rapport à l'époque pharaonique. À partir d'Auguste, tous les noms de mois sont changés progressivement, par référence aux noms des empereurs (*Sebastos* – Auguste, *Neos Sebastos* – Tibère) et des membres de la famille impériale. De même, l'année s'adjoint l'épithète de *hiéron* sous Néron. Quant aux fêtes impériales, elles se multiplient dès 6/5 av. J.-C. avec les *hémèrai Sebastai* et se répandent dans les temples égyptiens : anniversaires des empereurs, des ancêtres, des membres de la famille impériale, pour l'entrée en fonction des empereurs avec déroulement très précis… le catalogue qui en est dressé est particulièrement impressionnant. – Le chap. VI est consacré à l'analyse du rôle du culte impérial dans deux types d'organisation sociale, d'une part, dans l'armée romaine d'Egypte, d'autre part, dans les associations professionnelles ou collèges. – Dans le cadre de l'armée, l'A. suit la carrière de deux cas précis, bien attestés par les sources écrites : celui d'A. Virgius Marsus, qui fut préfet de camp en Egypte, et celui du vétéran Ptolemaios-Agrios (Ptolemagrios), pour lequel il examine l'entourage (ses fils et ses auxiliaires), son activité évergétique, le présentant comme l'exemple même du personnage intégrant les trois cultures (égyptienne, hellénistique et romaine). – Dans le cadre de la vie associative, il s'intéresse plus particulièrement à Alexandrie, en raison de la plus grande richesse de sources : évocation du collège des *magistri Larum Augustorum*, attesté en 19 ap. J.-C., analyse des textes mentionnant le *synodos Sébastè*. – Cependant, tout n'apparaît pas sans difficulté pour l'acception et le développement du culte impérial. Au chap. VII, l'A. aborde les cas d'opposition et de concurrence. Après avoir analysé le conflit des années 38-41 au cours desquelles s'affrontèrent Juifs et Grecs à Alexandrie – le témoignage de Philon est essentiel – il s'intéresse au cas des préfets d'Egypte dont certains apparaissent comme des concurrents de l'empereur ; le plus important est précisément le premier préfet d'Egypte, Cornelius

Gallus, d'abord ami d'Octave, ensuite frappé de disgrâce. C'est l'occasion pour l'auteur de rappeler et d'analyser les nombreuses études, notamment celles concernant le texte trilingue de Philae sur l'« affaire Cornelius Gallus ». Ensuite, il passe au rôle de certains membres de la famille impériale, dont le plus populaire se révèle être Germanicus, dont le souvenir et les différentes fêtes en son honneur, commémorant sa naissance, sa mort… se maintinrent jusqu'au 3e s. – Dans le chap. VIII, l'A. s'attache à l'analyse des raisons, développées par les empereurs, pouvant inciter les populations soumises à adhérer au culte impérial. Pour les Egyptiens, ce n'était pas la première fois qu'ils étaient soumis à un pouvoir étranger. Parmi les empereurs julio-claudiens, ce sont Auguste, Caligula et Néron pour lesquels nous possédons le plus de renseignements. Images monétaires et épigrammes nous renseignent le plus dans ce domaine. Une épigramme inscrite sur le socle de la statue d'Apollon à Actium, élevée après 27 av. J.-C, met en évidence les raisons principales susceptibles de favoriser l'adhésion au culte impérial : liberté, paix, justice et abondance, toutes conditions apportées par Auguste à l'Egypte. Auguste apparaît tout à la fois comme fils d'Apollon, protecteur de la mer, par sa victoire à Actium, mais également comme Zeus Eleutherios associé à Sarapis, Amon-R… reprenant ainsi les images des cultes égyptiens, grecs et hellénistiques. – Le deuxième empereur dont on connaît le rôle dans l'extension du culte impérial est Caligula, grâce notamment au texte de Philon, *Legatio ad Gaium*, et qui apparaît comme un *Neos Sebastos* (ce titre avait déjà été donné précédemment à Tibère), se présentant comme un nouvel Auguste « bon » et « ami des hommes », reprenant un certain nombre de thèmes développés par Auguste. S'y ajoute celui de l'âge d'or, symbolisé par le phénix comme forme du dieu solaire naissant et disparaissant. – Avec Néron, le vocabulaire change : si, précédemment, l'accent était mis sur le *théos*, avec Néron, c'est le *kyrios* qui est honoré. Le principal propagateur du culte impérial sous Néron, est Ti. Claudius Balbillus, gouverneur du Mouseion d'Alexandrie et prêtre du culte impérial. Néron est l'*agathodaimon* de l'*oikoumène*, considéré comme un pharaon. L'étude des légendes monétaires, ici aussi, met l'accent sur les notions de concorde, de justice, d'abondance, de paix. De même, l'étude des noms des tribus de la ville d'Alexandrie est révélatrice du changement. – De cette étude approfondie de la communication entre les différents acteurs du culte impérial, l'auteur tire un certain nombre de conclusions concernant les structures, les formes et les fonctions du culte impérial en Egypte. – Une importante bibliographie et plusieurs *indices* terminent ce fort volume d'une qualité remarquable. L'A. y développe une argumentation solide, confortée par l'analyse de nombreux textes dont le nombre retrouvé en Egypte est tout à fait exceptionnel. Il s'agit ici d'une étude de grande valeur dont ce compte rendu limité ne peut donner qu'une très pâle idée. Fondamental.

Christiane DELPLACE.

J. ELLIOTT, *Ennius and the Architecture of the Annales*, Cambridge, Cambridge University Press, 2013, xiv-590 p., ISBN 978-1-107-02748-0.

Jackie Elliott questions much that scholars might think that they know about the *Annales* and finally advances an original and provocative hypothesis of her own. – In the standard modern edition of the *Annales* – that of O. Skutsch (Oxford, 1985) – 623 lines, half-lines, and smaller scraps of Latin are identified as deriving from a poem of 18 books. This is a sadly small survival, not least when one considers that some of those books may well have been extremely large (p. 40, n. 70). E.'s principal contribution is to reassess the means by which these lines have come down to us and to examine what features of the poem are privileged by the ancient commentators on Vergil (p.75-134) and by pre-Vergilian sources such as Cicero and Varro (p. 135-197). By concentrating on the

context in which each fragment is cited, E. is able to investigate not only what it can indicate of the character of the poem as a whole but also why such features can take on a potentially disproportionate position within the collection: scholars such as Macrobius concerned to demonstrate Ennius' role as an intermediary between Homer and Vergil will leave the reader with an Ennius who conforms to that role. This is not to deny that Ennius is deeply engaged with the Homeric poems, and indeed E. supplies plentiful evidence from the grammarians to corroborate this impression and to document the Latin poet's reproduction of Homeric formulaic composition, but it leaves open the possibility that other features of the poem may be lost to us. Cicero, by contrast, is found to offer the most sophisticated reading of the poem, not least because E. finds him to be one of the few sources of fragments to know the poem in its entirety. A key feature of his engagement is the identification of exemplary figures from Roman history, among them enemies of Rome such as Pyrrhus and Hannibal whose words can be quoted with admiration. It is also to Cicero that we owe certain features that modify the image presented by the commentators on Vergil: *Annales* 79-81 is an epic simile but one that takes as its point of reference not a Homeric model but rather the lived experience of Roman *ludi circenses*. – The analysis of the fragments by reference to their source follows an introduction that sets out some of the key issues of the study (p. 1-17) and a first chapter that engages in particular with the title *Annales* (p. 18-74). To Skutsch this title referred to the priestly records of the city and the poem itself mimicked the tendency of these documents to introduce a given year by reference to the names of the consuls in office. E. engages closely with the problem posed by the post-Ennian publication of the so-called *Annales Maximi* but is open to the idea that Ennius nevertheless alluded to local traditions of record-keeping and embraced the pontifical authority that reference to them could confer on his work. A related issue with which E. gets to grips is the fact that Ennius' employment of the term *Annales* antedates that of any extant Roman prose historian unless one counts the reference at Cic., *Div*. 1.43 to the *graeci annales* of Fabius Pictor and the claim of Gell., *NA* 5.4.1 to have come across a copy of the *Annales* of Fabius (which he quotes in Latin). While coming to somewhat different conclusions, E. shares with Ingo Gildenhard the view that Ennius may have been formative of the Roman annalistic tradition rather than simply derivative of it. She does not, however, entirely deliver on the promise to undermine conventional views of the *Annales* as offering an essentially linear chronology. Yet I am in sympathy with her dismissal of modern representations of the *Annales* as monolithic in their celebration of the state and free from complicating and contestatory voices (p. 41-43): *Annales* 156 looks very different if one follows Skutsch and compares the words of T. Manlius Torquatus Imperiosus at Livy 8.7.16; that the praise of Q. Fabius Maximus Cunctator at *Annales* 363-365 is placed by Macrobius in Book 12 must make one wonder which speaker is invoking his example and why. – The final two chapters effect a gradual reintegration of the two visions of Ennius furnished by the ancient commentators of Vergil and by readers such as Cicero. Emphasising that the poem's most obviously Homeric features endure into its account of more recent history, E. argues that the epic code of the poem is an essential part of the vision of Roman history that it will transmit to prose history and epic alike (p. 198-232). This she does with close reference to some of the longer historical passages such as the speech of Pyrrhus at *Annales* 183-190 and the heroic tribune of 391-398. The analysis of *Annales* 197-198 points interestingly to Pyrrhus' Aeacid ancestry as potentially aligning him with the 'stalwart but uninspired Ajax' (p. 224) instead of his chosen model, Achilles. Neither E. nor Skutsch suggest a definite context for this fragment, but the words *stolidum genus Aeacidarum: | bellipotentes sunt magis quam sapientipotentes* could well be spoken by the treacherous doctor whose offer to poison Pyrrhus is indignantly

spurned by the Romans. Livy, *Per*. 13 relates this episode; it is then cited as an example at 24.45.3; most importantly, however, the rejection of the doctor's proposal is cited at 42.47.6 by older members of the senate as an example of the high morals from which the cunning of the country's ambassadors to Perseus represents a fall. The compound *sapientipotentes* might be related to what 42.47.9 describes as their rejection of *haec ... noua ac nimis callida ... sapientia*. – Having established Ennius as a significant figure in the development of Roman historiography, E. devotes her final chapter to the suggestion that the *Annales* has strong affinities with universal history though with the proviso that this is (p. 250) a 'focalised universality' in which what draws everything together is the focus on Rome and on its growth to the world power that it was manifestly becoming by the end of the poet's life. E. engages in a productive comparison with the concern of Polybius to show how Rome had risen in the 53 years from 220-167 B.C. from a regional power to the dominant force in the world as he knew it. Ennius, of course, died before the conquest of Macedon that marks the end-point of Polybius' chosen period, nor do the scant remains of the poem offer a clear statement of such a vision, but E. works impressively with what is at hand. This is an admixture of universalizing references to land, sea, and sky; a narrative that increasingly takes as its setting not Rome itself but the new lands that the Romans conquer; and the Homeric coloring that the poet insistently lends to the events and characters that he portrays. With its Greek *Musae* and *poemata*, this is a self-consciously Hellenizing poem, but it is one in which what happens in Greece itself is of interest only insofar as it forms part of a history that is now universal because it is Roman. This is, by E.'s own account, the most speculative section of her argument. Yet after all the impressively meticulous analysis and reconstruction that has gone before, she has truly earned the right to spread her wings. – The second half of the book is largely taken up with five hugely detailed appendices providing all the relevant information to document E.'s various contentions (p. 296-558). There follows a detailed bibliography (p. 559-574) and a single index that covers passages cited, names, and subjects all in one (p. 575-590). The latter is the one part of this study where one is left wanting more. The text is very carefully presented and typographic errors are few and trivial. – This is a study of substance and quality. It is the product of long reflection and displays admirable care to display all relevant material to best effect. The author has done Ennius proud. Matthew LEIGH.

Paolo FEDELI / Rosalba DIMUNDO / Irma CICCARELLI, *Properzio Elegie Libro IV*, Verlag Traugott Bautz GmbH, Nordhausen, 2015 (Studia Classica et Medi[a]evalia, 7), 24 × 16 cm, 2 vol., 1529 p., 160 €, ISBN 978-3-88309-937-8.

Avec le livre II, le livre IV des élégies de Properce est l'un des textes latins les plus difficiles, tant pour ce qui concerne la transmission du texte, le langage, le style, la structure et la composition de l'ouvrage, que pour l'interprétation de chaque élégie. Se pose également la question du ralliement ou non du poète à Auguste. Outre les travaux récents, comme ceux de Micaela Janan, Jeri DeBrohun, et Tara Welch, il existe de nombreux commentaires, comme ceux de Rothstein, Butler/Barber, Camps, Richardson, Heyworth, Hutchinson. Mais ils sont soit dépassés, soit incomplets, soit trop elliptiques ou trop techniques pour répondre à toutes les attentes. Un commentaire actualisé, exhaustif, guidant le lecteur et l'informant de l'état actuel de la recherche, et œuvre comme celui-ci de trois spécialistes chevronnés, est donc le bienvenu. Ce commentaire volumineux vient compléter ceux des trois précédents livres et remplacer celui du livre IV publié en 1965 par F. Le titre, *Elegie Libro IV*, devrait être plutôt : *Libro V*, puisque dans son commentaire de 2005 (p. 21), F. fait part de sa conviction que le livre II résulte

« della confluenza di due libri distinti e separati ». On retrouve les points forts des volumes précédents de F. : le traitement assez exhaustif des *topoi*, de la langue et du style, l'accent mis sur l'arrière-plan littéraire grec, hellénistique et latin à la fois (à l'exception de l'influence du mime qui n'est pas suffisamment prise en compte, notamment à propos de IV, 7 et IV, 8), un commentaire très détaillé, qui révèle une bonne connaissance des travaux les plus récents, même s'il n'en tient compte que partiellement, en raison de l'orientation conservatrice des auteurs. – Après une ample bibliographie (p. 7-64) et une introduction générale qui éclaire les intentions de l'auteur et fait le point sur l'originalité et la continuité du livre IV par rapport aux trois précédents (p. 65-134), les commentateurs offrent pour chaque élégie une étude minutieuse (p. 135-1410), précédée du texte, d'une bibliographie sélective et d'une introduction qui reprend en grande partie les analyses contenues dans l'introduction générale, en faisant le point sur les principaux motifs mobilisés par la pièce et les problèmes essentiels qu'elle soulève. F. étudie les élégies 1, 4, 6, 8, 9, 11 ; C., 2 et 10 ; D., 3, 5, 7. Ce corpus imposant est couronné par cinq index de plus de cent pages (p. 1413-1527), tous précieux et utiles. Il est dommage que le texte si corrompu des élégies ne soit pas accompagné d'un apparat critique ni d'une traduction qui permettraient de mieux comprendre l'interprétation donnée et de voir l'évolution par rapport à l'édition Teubner donnée par F. lui-même, plus enclin dorénavant à corriger le texte et à supprimer les vers considérés comme interpolés, non sans faire preuve d'un certain suivisme à l'égard de l'hypercritique. Toutefois, l'excès de prudence des éditeurs les conduit trop souvent à recourir aux *cruces*. On attendrait aussi d'un tel ouvrage une évaluation des manuscrits et une prise de position claire sur l'hypothèse d'un stemma à trois branches. – L'étude particulièrement détaillée des élégies suit l'ordre des vers et mêle établissement du texte, remarques grammaticales et stylistiques, précisions mythologiques et culturelles. Mais le choix de traiter le texte par groupes de vers, qui vise à éviter que l'objet d'étude ne se fragmente et se dilue au fil de remarques dépourvues d'orientation, rend parfois malaisée la consultation du commentaire et ne permet pas aux auteurs de diversifier les approches et les points de vue. Le commentaire se présente comme une démonstration, une sorte d'essai. Les questions philologiques sont traitées en contexte et prennent beaucoup de place. Les commentateurs semblent désireux de répondre aux attentes d'un Butrica, dans son compte rendu du commentaire donné par F. du livre II (*Bryn Mawr Classical Review* 2006.03.25) : « an entirely self-sufficient commentary that contains whatever information the user needs to reach an informed judgment ». Il est cependant dommage que les analyses philologiques soient parfois menées au détriment de l'étude littéraire du texte, comme pour le début de l'élégie IV, 4, même si les auteurs relèvent avec beaucoup de virtuosité les nombreux *topoi* et procédés littéraires à l'œuvre, et rapportent toujours l'histoire du genre élégiaque à ses sources gréco-latines. – La taille de ce commentaire permet d'aborder de façon précise à peu près tous les aspects du texte. Mais certaines approches qui font aujourd'hui l'objet de nombreuses études, comme celles touchant à la réflexivité, à la transgénéricité ou à l'intertextualité, sont traitées de façon très superficielle, voire ignorées ou même rejetées avec mépris. Tout ce qui remet en question le parti-pris conservateur et parfois naïf des auteurs est soigneusement évité. Ainsi, de nombreux commentateurs, comme O'Rourke et Lowrie, mentionnés pourtant dans la bibliographie, ne sont jamais cités dans le corps du commentaire. Il n'y a pas véritablement d'étude globale des textes et du livre. Les élégies sont pratiquement traitées comme de simples variations littéraires ou comme des témoignages authentiques et sincères. Ainsi, p. 996 (IV, 7, 86), D. écrit que « Cynthie a démontré de façon convaincante sa constante fidélité », affirmation qui fait sourire, ne serait-ce qu'au regard de IV, 8. – De même, les auteurs ne s'engagent pas beaucoup sur les points brûlants et privilégient, sur

le plan de l'interprétation, une lecture conservatrice et orthodoxe du texte. L'augustéisme de Properce ne fait pas de doute pour eux, voir p. 118-129. F. ne se contente pas d'être prudent concernant l'attitude du poète envers le régime ; il affirme, sans l'ombre d'un doute, p. 1115, que « sin dalla prima elegia del libro Properzio aderisce entusiasticamente al programma augusteo di restauro dei templi e dei luoghi di culto ormai in rovina per il peso degli anni » ; ou encore, p. 191 : « Properzio mostra di aderire pienamente alla politica augustea di restaurazione degli antichi culti e delle antiche feste ». F. trouve même surprenante, p. 809, l'obstination d'une partie de la critique à refuser d'admettre que Properce se soit associé aux éloges du Princeps. La question de l'évolution de Properce est réglée de la même manière, sans l'ombre d'une hésitation, p. 123 : « Parlare, a proposito del IV libro, di 'svolta' nell'atteggiamento di Properzio è a dir poco esagerato, perché la sua adesione all'ideologia augustea è già avvenuta da tempo ». – Ce postulat, posé comme une vérité absolue, exclut d'office toute arrière-pensée polémique chez Properce. Ainsi, la moindre tentative de déceler une éventuelle irrévérence à l'égard d'Auguste et du Régime est catégoriquement condamnée : p. 74-75 : « non c'è alcun dubbio sul fatto che la poesia di Properzio conceda ampio spazio all'ironia, ma ciò non significa che si debba scorgere ovunque, persino nei carmi più seri e programmaticamente impegnati, un atteggiamento scanzonato e irriverente da parte del poeta. Criticabile, in particolare, mi sembra la facilità con cui lo si vorrebbe assolvere dall'accusa di aver aderito ai principi dell'ideologia augustea, scorgendo persino nelle manifestazioni più evidenti di adesione alla politica del principe un'ironica ambiguità ». P. 174, F. ne voit pas, dans l'élégie IV, 1, une condamnation du luxe, mais « un'esaltazione dello splendore della Roma augustea » ; p. 184, le fait que Properce oppose la *curia Iulia* à la *curia Hostilia* rendrait impossible son allusion au *topos* de la décadence des mœurs romaines par rapport à la vertu antique des *maiores*. – Certes, les commentateurs constatent bien la présence de dissonances, de contradictions ou à tout le moins d'éléments qui pourraient les conduire à nuancer leur postulat initial, mais ces détails ne font que renforcer leur conviction. P. 215 (IV, 1, 32), F. reconnaît que la version du triomphe de Romulus est une création « di ambiente augusteo, destinata a legittimare il trionfo di Augusto », mais sans en tirer les conséquences. P. 1111-1118 (IV, 9), F. montre à juste titre les implications politiques qu'entraîne le motif d'Hercule en raison des liens entre Hercule et Antoine, puis Hercule et Auguste. La double nature d'Hercule permettrait à Auguste de réintégrer pleinement dans le panthéon romain une divinité associée au souvenir d'Antoine. En revanche, F. ne voit pas que cette récupération *in extremis* par Auguste, dans la conclusion de l'élégie, ne peut apparaître, à son tour, que comme une manipulation politique. De même, si Livie est présente derrière la prêtresse, comme le veut F., p. 1116, l'action d'Hercule est plus qu'un sacrilège ! Certaines affirmations tendraient à remettre en question la *doxa* officielle. Ainsi, p. 1348 (IV, 11, 55-56), Properce chercherait peut-être à réhabiliter Scribonia accusée de *peruersitas morum* par Auguste. Passage plus qu'ambigu : Auguste aurait-il donc menti ? P. 1350 (IV, 11, 57-60), en rapprochant Scribonia d'Auguste, Properce voudrait souligner leur ancien lien matrimonial ; il insinuerait ainsi que le grand moraliste que fut Auguste ne s'est pas privé de transgresser certaines des lois qu'il veut imposer aux autres, sans compter que l'évocation de Julia, dont la moralité était plus que douteuse, devrait inciter à la prudence. P. 114, F. note bien la cruauté du spectacle de la mort en IV, 10, mais n'en tire aucune conclusion sur la position de l'auteur. Ce parti-pris joue un rôle non négligeable dans les choix textuels. Ainsi, p. 285-286 (IV, 1, 69-70), la correction *sacra deosque*, à la place de *sacra diesque*, fondée sur le livre XII de l'*Enéide*, v. 192, est essentiellement justifiée par l'idée d'un ralliement de Properce aux valeurs du régime. De même, p. 161, F. explique qu'il est nécessaire de supprimer les vers 87-88 de l'élégie IV, 1, faute de

quoi les propos d'Horos ne pourraient pas être pris au sérieux. – Le dogme d'un ralliement « enthousiaste » de Properce à Auguste conduit les commentateurs à rejeter de façon catégorique et quasiment comme un sacrilège tout ce qui pourrait porter atteinte aux valeurs prônées par le Régime et à la solennité du texte. P. 169, *concubuere* (IV, 1, 4) est corrigé en *procubuere* pour éviter un sens sexuel qui détonnerait trop. Aucune allusion, dans le même ordre d'idée, à une lecture sexuelle de *hasta* en IV, 3 ; le nom de Poliakoff, qui fournit une interprétation iconoclaste (*The Weapons of Love and War : A Note on Propertius IV.3*, in *ICS* 12, 1987, p. 93-96), est du reste soigneusement évité. P. 360, à propos de IV, 1, 125-126, F. affirme « che un enfatico riconoscimento del superiore ingegno di Properzio avrebbe senso solo ammettendo che l'astrologo intenda prendersi gioco del poeta : ma ciò è escluso dal tono serio del contesto ». P. 479, C. déclare qu'il est peu probable que Properce ait voulu décrire avec des accents comiques les *dona hortorum* qui procurent au dieu Vertumne une *maxima fama* (4.2.43-44). De même, l'usage de *tumido uentre* en Ov., *Am.* 2.14.17, en référence à un événement solennel comme la grossesse d'Ilia, rendrait impossible une intention comique de Properce ; mais cf. J. Booth (*Ovid Amores II*, Aris & Phillips, Warminster, England, 1991), 164 *ad loc*. P. 532-533, le rejet de la leçon *sauia* (IV, 3, 11), au motif qu'elle ne conviendrait pas à une épouse légitime, est démenti par l'abondance de termes renvoyant à l'amour élégiaque dans ce texte, notamment au v. 12. P. 1301, F. invoque, à propos de IV, 11, 13-14, la solennité du moment pour rejeter l'idée d'Heyworth selon laquelle il y aurait une allusion au pentamètre dactylique et donc à la poésie élégiaque. P. 1336, F. juge impossible que Properce ait voulu mettre intentionnellement dans la bouche de Cornélie une critique manifeste de la censure de son mari. – La prise en compte des *realia* est plus grande que dans les commentaires précédents de F. Quelques réserves, cependant. P. 317 (IV, 1, 86), les affirmations renvoyant à Norden et à Bouché-Leclercq au sujet du signe zodiacal d'Auguste, qui aurait été conçu sous le signe du Capricorne, sont un peu légères et contestables. P. 703 (IV, 4, 87), F. considère qu'il est étrange qu'on ait assigné à une Vestale la tâche de garder la porte de la ville ; mais l'une des fonctions des Vestales est de maintenir les portes fermées, qu'il s'agisse de la *porta Stercoraria*, sur les pentes du Capitole, cf. Ov., *Fast.* 6.711-2, Fest. 365, 434 L, Dumézil (*La religion romaine archaïque*, Paris, 1974[2]), p. 324, Coarelli (*Il Foro Romano, I, Periodo arcaico*, Rome, 1983), p. 225-226, ou, plus symboliquement, des portes de leur virginité. Ce ne sont pas des couronnes de laurier, comme il est dit p. 867 (IV, 6, 54), mais deux lauriers qui ont été plantés officiellement devant la porte de la maison d'Auguste. P. 873 (IV, 6, 59), F. reprend l'interprétation de Plin., *Nat.* 2.93, qui situe en septembre, au moment des jeux en l'honneur de Vénus Génitrix, l'apparition du *sidus Iulium* lors des jeux funèbres organisés à la mémoire de César, récemment mort ; mais l'événement s'est plus vraisemblablement produit entre le 20 et le 30 juillet 44, cf. Cic., *Att.* 13.44, Gagé (*Res Gestae Divi Augusti ex Monumentis Ancynaro et Antiocheno Latinis Ancynaro et Apolloniensi Graecis*, Paris, 1935), p. 174-175, Weinstock (*Diuus Julius*, Oxford, 1971), p. 156, 369-370 (qui pense à tort à 45), Ramsey-Licht (*The Comet of 44 B.C. and Caesar's Funeral Games*, in *TAPhA* 39, 1997), p. 41 sqq. La date du remariage de Paullus fait problème : selon F., p. 1389 (IV, 11, 85-86), « a quanto pare non passeranno tre anni e Paolo sposerà in seconde nozze Marcella minore, vedova del console Messalla Appiano ». Mais, comme l'indique Cana (*Scribonia Caesaris et le Stemma des Scribonii Libones*, in *RPh* 83.2, 2009), p. 183-210, www.cairn.info/revue-de-philologie-litterature-et-histoire-anciennes-2009-2-page-183.htm), le mariage « a probablement eu lieu peu de temps après l'expiration des dix mois de veuvage imposés à cette dernière par le décès de son précédent mari, M. Valerius Messalla Appianus, soit fin 12-début 11 av. J.-C – Appianus avait en effet succombé au début de son consulat, qu'il avait revêtu le 1er janvier 12

av. J.-C. », cf. Hanslik, *RE* 8a.1.260.130.1.1-5. P. 1115-1116 (IV, 9), F. voit une allusion à la restauration du temple de la *Bona dea Subsaxana* par Livie. Mais la restauration ou la dédicace du temple aurait eu lieu en 8 de notre ère, et le sanctuaire, si on en croit le v. 28, était encore en mauvais état. – L'ouvrage fait la part belle aux questions relatives à l'établissement du texte, en réponse, sans doute, au reproche formulé par Butrica à l'encontre de F. dans son compte rendu du commentaire du Livre II de Properce. Même si les éditeurs se démarquent sur un certain nombre de passages de Heyworth et de l'hypercritique, comme en témoigne la liste des divergences mentionnées p. 135-140, ils reprennent nombre de leurs corrections et surtout s'inspirent largement de leur philosophie. C'est notamment le cas concernant la polysémie et l'ambiguïté du texte, au point qu'en IV, 11, 3-4, où F. maintient à juste titre la tournure *intrarunt... leges*, il ne peut s'empêcher d'ajouter, p. 1288 : « anche se non si sottovaluta il rischio rappresentato da una immotivata generalizzazione della capacità da parte di Properzio di fondere due pensieri in un'unica espressione ». Voilà quelques observations, entre autres, au fil des textes : p. 181 (IV, 1, 9), l'emploi du bisyllabique *olim* en contre-rejet pour exprimer une opposition ou un contraste est problématique, car un tel procédé n'est pas attesté chez Properce. P. 357-360 (IV, 1, 125-126), F. considère le distique comme une interpolation calquée sur les v. 65-66, tout en reconnaissant que le copiste avait une bonne connaissance de la poésie de Properce. Mais le distique peut être maintenu en éditant au v. 125 *scandens Asisi* avec Dominicy. La plupart des critiques émises contre ces vers s'effondrent si l'on admet qu'Horos dénonce de façon sarcastique les prétentions de Properce, tout juste capable de célébrer les misérables murs d'Assise. F. s'étonne de voir, p. 646 (IV, 4, 34), de nombreux éditeurs accepter « a cuor leggero la possibilità di un uso passivo del deponente *conspicari* », alors qu'il acceptait le texte transmis par *NFLPT* dans son édition Teubner et s'appuyait justement, pour justifier la valeur passive de *conspicer*, sur les parallèles de Priscien, Salluste et Apulée qu'à juste titre il récuse maintenant, en oubliant toutefois que *conspicor* n'est guère attesté en poésie après Plaute et Térence. P. 795 (IV, 5, 74), D., à la suite de Heyworth, rejette *clatra* de Beroalde pour *caltra* au profit de *claustra*, car le terme s'accorderait mal avec l'expression *meo pollice* qui suggère l'emploi d'une force bien plus modeste que celle qui serait nécessaire pour forcer une grille (*clatra*). Mais c'est oublier que *pollex* est souvent mis *metri causa* pour *manus*. P. 972 (IV, 7, 61), le rejet de l'orthographe *Cybelle* avec la deuxième voyelle brève au profit de la forme lydienne *Cybebe*, avec la longue, est contestable au regard des manuscrits de Properce et de Catulle 63. P. 974 (IV, 7, 63), la correction de *sine fraude maritae* en *sine fraude marita* (Heinsius) proposée par Heyworth, en partant de l'idée que seule Andromède a commis une *fraus*, est contestable ; D. ne voit pas que *sine fraude* vise à exonérer Andromède et Hypermestre de toute faute vis-à-vis de leurs ascendants et répond au *splendide mendax* d'Horace (*C*. III, 11, 35), cf. Ov., *Ep*. XIV, 7-8. P. 980 (IV, 7, 70), le choix de *sancimus* de Rossberg pour *sanamus* des manuscrits est contestable. D., reprenant l'analyse de Goold, glose ainsi : « le lacrime versate nell'aldilà servono a confermare e a consacrare per l'eternità gli amori della vita ». En fait, Goold traduit par « we confirm ». Mais, jusqu'ici, rien n'indique que Properce se joigne aux larmes de Cynthie. En outre, même si Properce est coutumier des changements brusques de sujet, la section évoque Andromède, Hypermestre et Cynthie ; Properce n'est mentionné qu'à la fin du pentamètre ; on imagine donc mal que le pluriel puisse l'englober. Le *sed* qui suit (71) indique du reste un changement discursif qui réintègre Properce dans la thématique de l'élégie. En outre, pris dans un sens positif, *sancimus* ne rend pas compte de la rancœur ressentie et, pris dans un sens négatif, il est aussi inadapté que *sanamus*. P. 995 (IV, 7, 85), D. accepte la correction *Hic sita Tiburna iacet* de Palmer, accueillie par Heyworth, mais cette version pose problème sur le plan métrique, cf.

Dominicy (*De la métrique verbale à l'établissement du texte. Sur trois vers de Properce (IV, 3, 51 ; IV, 7, 85 ; IV, 10, 31)*, in *Les Études Classiques* 75, 2007, p. 227-248). P. 1093-1094 (IV, 8, 81-2), F., à la suite de Heyworth, Hutchinson et Viarre, adopte la leçon *leges* de *T*, sans expliquer réellement ce choix. Mais les manuscrits portent *legem*, qui relaie *legis* du v. 74 et rappelle Virg., *G*. 4.487 *namque hanc dederat Proserpina legem*, où l'interdiction de se retourner fournit peut-être l'occasion d'une parodie. P. 1142 (IV, 9, 21), F. corrige sans hésiter *non nullas* en *non ullas*. Il ne voit pas le sens métaphorique de la soif (= désir), alors qu'il souligne que *torquet* introduit la section non héroïque de l'élégie et annonce le motif de l'*Hercules exclusus*. P. 1145 (IV, 9, 24), F. corrige le texte transmis *ab umbroso fecerat* en *ubi...* au prétexte que si l'on conserve *ab*, il est nécessaire de séparer le v. 24 du v. 23 et de le relier au distique suivant, avec une violation des lois qui règlent la succession des distiques. Mais il est possible de maintenir *ab* si l'on met le v. 24 entre parenthèses avec Dominicy. P. 1157 (IV, 9, 35), la correction de Burman *circum antra* au lieu de *circaque* ne s'accorde guère avec l'action précipitée évoquée par *huic ruit* (IV, 9, 31). P. 1242 (IV, 10, 31), l'adoption de *dux Veiens* de Dempster, avec l'occurrence, derrière la césure penthémimère, d'un monosyllabe lourd suivi d'un mot spondaïque, n'est guère plausible. P. 1359 (IV, 11, 61), F., à la suite de Hutchinson, affirme de façon un peu trop péremptoire qu'il n'y a aucun exemple de *generosus* au sens de « fertile », en rejetant comme contestable l'interprétation de Servius. En fait, il y a deux autres exemples attestés, certes tardifs, d'un tel emploi : Macr. VII, 5, 26 et *Schol. Bern. ad Verg. Ecl.* I, 65. Par ailleurs, l'affirmation selon laquelle l'adjectif, chez Virgile, soulignerait uniquement « il pregio particolare di alcuni metalli » mériterait d'être nuancée. Le motif des métaux comme productions organiques, associé à celui de la naissance, est assez répandu, cf. Hom., *Il*. II, 857, Pseudo-Aristote *de mir. ausc*. 93 = 837b30, *ILS* 4302, *CIL* VI, 30947 *Ioui Optimo Maximo* / *Dolicheno ubi ferrum nascitur*. P. 1397 (IV, 11, 93), la correction de *sentire* en *lenire* est inutile dès lors qu'on sous-entend *illi* qu'il est facile de tirer du pentamètre. – Si l'établissement du texte témoigne d'une évolution, voire d'une révolution, par rapport aux positions antérieures, très conservatrices de F., les auteurs font preuve d'une conception assez limitée, voire naïve de la poésie qui fuit la polysémie et les connotations. P. 450 (IV, 2, 23-24), C. refuse de voir dans *non dura* un jeu de mots humoristique renvoyant à la statue de bronze. Pourtant, elle accepte, p. 472 (IV, 2, 37-38), l'idée de contraste avec la statue à propos de *ibo*. Même chose, p. 482 (IV, 2, 46), avec le refus de voir la moindre intention ironique dans l'emploi de *langueat*. P. 637 (IV, 4, 25-26), F. juge difficile d'admettre que *argentea* puisse avoir des connotations particulières (l'argent), au prétexte que le terme s'emploie souvent dans un sens ornemental. P. 704 (IV, 4, 90), on ne voit pas pourquoi il n'y aurait pas de parallèle entre la montée difficile de la pente du Capitole (v. 27, 83) et *scande nubile*. P. 729 (IV, 5, 6), il serait impossible que Properce envisage une relation étymologique entre *lena* et *auis*, puisqu'il souligne le rapport avec ἄκανθα. P. 971 (IV, 7, 61), D. affirme que l'emploi de *fides* i.e. « lyre », avec jeu de mots sur *fides* i.e. « fidélité », proposé par Hutchinson, suscite une certaine perplexité, alors que le thème parcourt le texte. – De même, les connotations sexuelles sont soigneusement évitées. P. 548 (IV, 3, 30), l'arrière-plan sexuel et fantasmatique de *osculor arma* n'est même pas mentionné. On ne voit pas pourquoi *nostro de sanguine*, p. 741-742 (IV, 5, 17-18), ne pourrait pas constituer une allusion à la virilité dans un tel contexte, au prétexte que ce serait la première attestation de *sanguis* au sens de « vigueur sexuelle, virilité » avant Juv. 1.42. P. 1026 (IV, 8, 6), le sens sexuel de *penetrat* est contesté à tort. – Même refus obstiné des allusions métapoétiques. P. 361-362 (IV, 1, 127-128), prétendre que *tenuis* ne saurait avoir un sens métapoétique dans un tel contexte, alors même que tout ce passage culmine sur l'interdiction faite à Properce par Apollon

d'aborder la grande poésie, et ajouter, comme preuve, qu'il faudrait dans ce cas faire la même interprétation de Sen., *Phaedr*. 209, a de quoi laisser rêveur. Affirmation trop catégorique, p. 453 (IV, 2, 27-28), sur l'impossibilité d'une lecture métapoétique de *arma tulit* : il ne s'agirait là que d'une expression technique du lexique guerrier et Vertumne attribuerait à ses souvenirs la fonction de donner crédibilité à sa capacité métamorphique, considérée dans une perspective de continuité entre le passé étrusque et le présent. P. 495, l'allusion au nom de Properce dans *properanti* (IV, 2, 59) n'est même pas évoquée. P. 750-751 (IV, 5, 23-24), D. ne signale pas la valeur programmatique de la mention de la soie de Cos. Refus obstiné, p. 956 (IV, 7, 45), de voir dans le nom de Lalage une possible allusion à Horace. P. 993 (IV, 7, 84), on ne comprend pas pourquoi il ne faudrait pas voir dans *sed quod legat* une allusion à Verg., *Ecl*. 10.3, surtout avec toutes les allusions à Gallus présentes dans ces vers, comme *dignum me*. P. 1040 sqq. (IV, 8, 23-26), F. voit bien les liens avec Horace (*nepos*, gladiateur, banquet...), mais n'en tire rien. Du reste, pas un mot sur le motif de l'*alius ardor*, cher à Horace, auquel répond clairement IV, 8 et qui donne sa cohérence au texte. P. 1148 (IV, 9, 27-30), F. n'admet une lecture métapoétique que dans le cas de IV, 9, car le motif de l'*exclusus amator* se développerait au détriment d'Antoine, ainsi ridiculisé ; en revanche, dès lors que ces allusions métapoétiques pourraient porter atteinte à l'image d'Auguste, elles sont rejetées sans appel. – Les erreurs sont le lot de ce genre de commentaire, malgré les relectures et le nombre de commentateurs et collaborateurs. On peut citer, entre autres : p. 182, Prop. 1, 15, 35 (pour 1, 16, 35) ; p. 259, Hor., *C*. 1, 9, 11 (1, 19, 11) ; p. 306, Val. Max. 5, 2, 4 (5, 8, 4) ; p. 328, Catul. 64, 98 (64, 58) ; p. 331, Plaut., *Merc*. 665 (605) ; p. 552, Val. Fl. 1, 365 (1, 368) ; p. 556, Catul. 66, 3 (66, 63) ; p. 570, *Héroïdes* 8, 76-77 (8, 75-76) ; p. 571, Mart. 4, 6, 33 (4, 66, 3) ; p. 589, *foedus* n'est pas en Prop. 3, 20, 1, mais 3, 20, 15 ; p. 665, « *roridus* compare qui per la prima volta », mais cf. 2, 30, 26 ; p. 679, Prop. 4, 6, 35 pour *et* (4, 6, 45) ; p. 696, Stat., *Theb*. 7, 705 (7, 505) ; p. 740, Prop. 3, 6, 2 (3, 6, 29) ; Apul., *Met*. 3, 2 (3, 21) ; p. 749, *ThlL* II 1420, 60 sqq. (II 1490, 60) ; p. 762, Petron. 36, 4 (36, 7) ; p. 856, Verg., *Aen*. 11, 744 (11, 774) ; p. 857, Aug., *Res. gestae* 5, 3 (25, 2) ; p. 867, Prop. 3, 15, 53 (3, 13, 53) ; attestation contestable du reste de *lauriger* ; p. 879, Plut., *Ant*. 78, 4 (84, 4) ; p. 882, Sen., *Agam*. 326 (322) ; p. 916, Hom., *Il*. 2, 68 (23, 68) ; p. 925, Verg., *Aen*. 1, 137 (1, 737) ; p. 941, Prop. 2, 17, 15-16 (2, 27, 15-16) ; p. 984, Hor., *Epod*. 5, 51 (5, 52) ; p. 1084, Verg., *Aen*. 6, 603 (6, 604) ; p. 1145, Stat., *Theb*. 4, 731 (4, 724) ; p. 1145, [Sen.] *Her. Oet*. 959-961 (956-958) ; p. 1184, Prop. 3, 9, 23 (3, 9, 24) ; p. 1190, Apul., *Apol*. 22, 3 (22, 10) ; p. 1294, *Epic. Drusi* 356-357 (357-358) ; p. 1305, Verg., *Aen*. 11, 751 (11, 752) ; Ov., *Met*. 3, 348 (3, 343) ; p. 1327, Hor., *C*. 2, 1, 0 (2, 1, 10) ; p. 1333-1334, Sil. 15, 29 (15, 292). Mais ces fautes sont vénielles et ne remettent pas en cause la qualité d'ensemble de l'ouvrage. – Certains points, enfin, sont contestables. P. 696 (IV, 4, 80), *castra silere* désigne plutôt l'arrêt de la guerre que le silence, comme le montre Stat., *Theb*. 7, 505. P. 919 (IV, 7, 5), *ab* peut prendre une valeur à la fois temporelle et causale et non simplement temporelle. Properce peut être perturbé par la mort de Cynthie, par son absence, comme le montre le v. 6. P. 935-936 (IV, 7, 20), le choix de *proelia* au lieu de *pallia* est contestable et présuppose qu'il s'agit d'un récit authentique, autobiographique, ce qui implique d'admettre que Cynthie, morte, lui est bien apparue et lui a vraiment parlé. L'emploi de *pallia* constitue une nouvelle dégradation de leur amour, car leurs habits, sont à même la rue ; non seulement Properce renverse le *topos* illustré par Méléagr., *A.P.* 5.165.3-4, mais il démarque, avec humour, le lit improvisé de Zeus dans Hom., *Il*. 14.347-51, cf. Papanghelis (*Propertius : an Hellenistic Poet on Love and Death*, Cambridge, 1987), p. 159. P. 1060 (IV, 8, 39-40), F. déclare qu'il est impossible que ce soit Phyllis qui chante, car elle est étendue sur le *triclinium*. Mais il écrit p. 1068 que « Fillide

e Teia fanno del loro meglio nell'intonare ritmi lascivi ». P. 1098 (IV, 8, 85), F. affirme qu'il est improbable que *lacernas* désigne les couvertures, car il n'est guère vraisemblable, au regard du v. 87, que Properce répète à brève distance le même concept. Mais, même si *lacernas* peut désigner les habits de Properce et si les rapprochements avec Homère sont pertinents, l'emploi de *atque ita* (87) au sens de *postquam hoc factum est* et le fait qu'il s'agit d'un ordre que Properce se hâte d'exécuter incite à privilégier le sens de « couvertures », « draps ». P. 1317 (IV, 11, 26), si *intento foro* désigne le peuple des ombres qui jugent Cornélie, à l'instar des Euménides, on ne voit pas pourquoi Cornélie aurait besoin de leur demander de se taire. P. 1389-1390 (IV, 11, 85), F. affirme que le *lectus genialis* est juste changé (on change la literie), ce que confirmerait le v. 86 où *torus* désignerait la même couche. Mais le *lectus genialis* était un lit symbolique sur lequel la dame de maison s'asseyait pour recevoir ses invités ; le couple n'y dormait pas ; le lit nuptial se trouvait, lui, dans la chambre, cf. Catul. 61, 164-166, Treggiari (*Roman Marriage* : Iusti Coniuges *from the Time of Cicero to the Time of Ulpi*, Oxford, 1995), 168-169. P. 1391-1392 (IV, 11, 87), le pentamètre contredit l'idée que *coniugium* désigne ici le « nouveau mariage » et non la « nouvelle épouse » qui tend les bras (88). – En dépit des critiques formulées, cet ouvrage de grande ampleur, où il y a plus à prendre qu'à laisser, est un remarquable travail de recherche qui rendra de grands services à tous ceux qui voudront aborder le livre IV, par la richesse et la précision des informations réunies, par l'ingéniosité et, souvent, la justesse des observations. L'analyse philologique, quant à elle, est précise et informée ; les auteurs font appel aux ressources de la stylistique, de l'histoire, de la grammaire et convoquent un très large pan de la tradition critique pour identifier et résoudre de nombreux problèmes de compréhension et d'interprétation posés par ces textes réputés, à juste titre, difficiles. Ce travail de haut niveau est appelé à devenir un ouvrage de référence, même s'il convient de nuancer les positions tranchées des auteurs. Éric COUTELLE.

Sabine FIALON / Jean MEYERS (éds.), *La Passio sanctae Salsae (BHL 7467). Recherches sur une passion tardive d'Afrique du Nord*, Bordeaux, Ausonius Éditions, 2015 (Scripta Antiqua 72), 315 p., 25,00 €, ISBN 978-2-35613-130-0.

Lange Zeit wurden hagiographische Texte von der Geschichtswissenschaft als fantasiereiche und daher historisch fast vollkommen wertlose Produkte geschmäht. In den letzten Jahrzehnten hat sich allerdings mehr und mehr die Einsicht durchgesetzt, dass auch solchen Werken ein historischer Wert zuzusprechen ist und sie daher eine unvoreingenommene Untersuchung verdienen. Zwar haben die Bemühungen, die Heiligenviten als Informationsquelle etwa für verwaltungsgeschichtliche Verhältnisse heranzuziehen, nur in geringem Ausmaß Früchte getragen, doch dafür erweist sich der Ertrag aus den Untersuchungen der Viten als literarische Produkte ihrer Zeit als umso ergiebiger. Ein sehr gutes Beispiel dafür bietet der hier zu besprechende Band, dessen Thema die Passio Salsae ist. Bei diesem Text, der wahrscheinlich in das frühe fünfte Jahrhundert zu datieren ist, handelt es sich um die Geschichte eines vierzehnjährigen Mädchens aus der nordafrikanischen Stadt Tipasa, das einer Statue des Gottes Draco den Kopf abschlägt und deswegen das Martyrium erleidet. – Der Band enthält zwei einleitende Beiträge, zehn Aufsätze und eine kritische Edition samt Übersetzung der Passio. Die Einleitung der Herausgeber Sabine Fialon und Jean Meyers (S. 9-14) klärt die Hintergründe des (auf ein am 25. und 26. März 2011 abgehaltenes Kolloquium zurückgehenden) Bandes und bietet Zusammenfassungen der einzelnen Aufsätze. Der postum erschienene Beitrag von Jean-Marie Lassère (S. 15-24) bildet einen klaren und informativen Überblick über die Stadtgeschichte von Tipasa. Michel Chalon und Christine Hamdoune (S. 27-51)

arbeiten die Bedeutung des Kultes der Salsa anhand der archäologischen und epigraphischen Quellen heraus; bei dem zugehörigen Anhang von Michel Griffe und Jean-Noël Michaud handelt es sich um einen metrischen Kommentar zu einer Inschrift. Dieser Aufsatz, in dem einzelne Inschriften sehr genau analysiert werden, hat neben dem eigentlichen Forschungsbeitrag auch einen Wert als exemplarische Einführung in die Vielseitigkeit der Arbeit des Epigraphikers. Ebenfalls von Christine Hamdoune und Michel Chalon (S. 53-74) stammt der nächste Aufsatz, in dem die Zeugnisse zum Gott Draco in der heidnischen Religion und seine Bedeutung im christlichen Denken gesammelt und untersucht werden. Georges Devallet (S. 75-81) steuert einen kurzen Beitrag zum Motiv des Versteckes und der Auffindung in der Passio bei. Jean-Noël Michaud (S. 83-96) verweist auf die Bedeutung der Beschreibung des Tempelhügels der Passio und demonstriert die daraus abzuleitenden literarischen Kenntnisse des Autors. Anna Maria Piredda (S. 97-108) untersucht die Monologe der Salsa, als deren Ziel sie die Vermittlung der Prinzipien der christlichen Orthodoxie und die Verbindung von Romanitas und Christianitas ansieht. Cécile Lanéry (S. 109-131) vergleicht die Passiones der Salsa und der Marciana von Caesarea (Mauretania) und stellt eine Vielzahl an Ähnlichkeiten fest (narrative Elemente, Thematik, Komposition, gemeinsame profane, patristische, hagiographische und biblische Quellen, Satzbau, Wortwahl, Klauselrhythmus); ein gemeinsamer Autor beider Werke sei daher als möglich anzusehen. Marie Formarier (S. 133-149) untersucht den Klauselrhythmus in den Prologen der Passio Salsae und der Passio Fabii. Die erstere erweist sich hierbei mit ihren kurzen Sätzen als in der literarischen Tradition stehend, während die Satzlänge der Passio Fabii umfangreicher ausfällt. Von Jean Meyers (S. 151-163) stammt eine ausgesprochen detaillierte Ermittlung der literarischen Reminiszenzen in der Passio Salsae. Caroline Philippart de Foy (S. 165-189) setzt sich mit der Lemmatisierung der Passio Salsae nach der Methode des LASLA (Laboratoire d'Analyse Statistique des Langues Anciennes de l'Université de Liège) auseinander. Der Beitrag ist zweifellos aufschlussreich, bewegt sich durch seine Methodik und die umfangreiche Verwendung von Computeranalysen aber auf einer sehr technischen Ebene, so dass die Lektüre gewiss nicht jedem Leser zusagen wird. Sabine Fialon (S. 191-216) stellt die Frage, ob die Passio Salsae und die Passio Fabii einen gemeinsamen Autor haben. Trotz Ähnlichkeiten auf der narrativen Ebene lehnt sie diese Hypothese ab und nimmt, gestützt auf mehrere unterschiedliche Ansätze (Lemmatisierung, Vergleich der literarischen Reminiszenzen) an, dass es sich um zwei Autoren aus einem ähnlichen kulturellen Milieu handelt, von denen einer das Werk des anderen verwendet hat. Zwei Anhänge behandeln die lexikalischen Ähnlichkeiten beider Passiones und die literarischen Reminiszenzen der Passio Fabii. – Das Vorwort der Edition von Anna Maria Piredda (S. 219-232) ist konventionell wie grundsolide. Vorgestellt werden die Handschriften, die älteren Editionen, die Editionsprinzipien und die Abkürzungen; zudem werden kurze Bemerkungen zu einzelnen Lesarten geäußert. Der lateinische Text und die französische Übersetzung (S. 234-267), angeordnet auf Doppelseiten, erweisen sich, soweit ohne einen Abgleich mit der handschriftlichen Überlieferung darüber sichere Aussagen möglich sind, als lesbar und zuverlässig; der kritische Text stammt von Anna Maria Piredda, die Übersetzung von den Mitgliedern des GRAA (Groupe de Recherches sur l'Afrique Antique, Université de Montpellier III). Angehängt sind die Gesamtbibliographie für den Band (S. 269-287), ein Quellenregister (S. 289-306) und ein Namensregister (S. 307-315). – Der Band ist ausgesprochen sorgfältig gestaltet, so dass Druckversehen und ähnliche Fehler nur in verschwindend geringer Anzahl aufzufinden waren: Zwei fehlerhafte Zahlenangaben bei den Seitenangaben der Aufsätze (der Beitrag von Chalon/Hamdoune deckt S. 27-51, nicht wie S. 27 angegeben S. 27-52 ab; Text und Übersetzung beginnen S. 234, nicht wie im Inhaltsverzeichnis S. 8 angegeben S. 233); der schwedische

Philologe heißt nicht Hagendhal (S. 134; S. 134, Anm. 3; S. 280), sondern Hagendahl (so richtig S. 159, Anm. 19; S. 161, Anm. 26; S. 207, Anm. 54); am Ende von S. 179 ist ungefähr ein halber Satz ausgefallen, da der letzte Satz der Seite nicht beendet wird, aber zu Beginn von S. 180 ein neuer Satz anfängt; weniger falsch als vielmehr ungewöhnlich ist die Zitierweise der Commodusvita der Historia Augusta als Lamprid. Comm. (S. 155; S. 252; S. 298). Auch das Literaturverzeichnis ist vorbildlich; der Vollständigkeit halber verweise ich noch auf Chr. Courtois, *Épitaphe chrétienne de Tipasa*, in *Recueil des notices et mémoires de la société archéologique de Constantine* 68, 1952/53, S. 109-119 und R. Godding, *Rezension von Pireddas Ausgaben der Passio Salsae und der Passio Fabii*, in *Analecta Bollandiana* 127, 2009, S. 206-207. – Lediglich ein genereller Kritikpunkt ist zu äußern, für den aber weder Autoren noch Herausgeber verantwortlich zu machen sind: Der Einband des Buches verformt sich bei der Benutzung sehr schnell, so dass es sich empfiehlt, dies bei Nichtbenutzung durch das Gewicht eines schweren Buches auszugleichen. In Anbetracht des ausgesprochen günstigen Preises ist das allerdings leicht zu verschmerzen. – Ich fasse zusammen: Eine zuverlässige kritische Edition samt Übersetzung und eine Reihe von lehrreichen Aufsätzen zu einem bislang wenig beachteten Text, gesammelt in einem preisgünstigen Band, der vor allem dem Erforscher der spätantiken Hagiographie oder des spätantiken Nordafrika unbedingt zu empfehlen ist. Unklar bleibt nur eines: Wieso ist es, in Anbetracht der horrenden Preise der meisten kritischen Editionen der jüngsten Zeit (die sich zudem auf den Text und eine kurze Einleitung beschränken), nicht öfter möglich, kritische Texte antiker Werke zu einem vernünftigen Preis zu publizieren? Denn dass es geht, zeigt dieser Band in bestmöglicher Weise.

Raphael BRENDEL.

K. F. B. FLETCHER, *Finding Italy. Travel, Nation and Colonization in Vergil's Aeneid*, Ann Arbor, The University of Michigan Press, 2014, 23 × 15,5 cm, X-280 p., ISBN 978-0-472-05228-8.

Kris F(letcher) is the coryphaeus of classical *Quellenforschung* on Heavy Metal, whose prodromus is Led Zeppelin, whose *monumentum aere perennius* is "Whole Lotta Love": the whole lotta love that Aeneas develops for Italy is the subject of F.'s welcome tome. This book begins with "perhaps the most infamous line of the *Aeneid*" (p. 1), viz. *hic amor, haec patria est* (IV, 347), which F. translates *more solito* as "this is my love, this is my fatherland". One might therefore take this opportunity to draw attention to a semantic point which is overlooked by F. *et al.*: this amphibolous dicolon also means "here I am loved, this (woman [sc. who does said 'loving']) is my compatriot" (for this use of *patrius*, which is found at *Aen.* III, 297 [*patrio … marito*], cf. *OLD*^{2} *s. v.*, p. 1444 [sect. 4a]; for Aeneas' and Dido's knowledge that this sense of the epithet fits Lavinia cf. *Aen.* III, 165-168). So perhaps "*hic amor …*" is not "the clearest expression" (p. 143) of Aeneas' love of Italy after all. — F.'s "Introduction", which is entitled "Why Directions Matter" ("direction" is used with similar amphiboly throughout the book), asks "What is a *patria*?" and sets Aeneas' own peregrination to his own *patria* against the background of ancient travel in general. There follow six chapters devoted respectively to the poem's first six books, while the last six books are then telescoped into the last chapter. F. makes plenty of perceptive observations: he is particularly good on the change from Trojan to Italian. We see F. at his best in the book's *pièce de résistance*, the chapter devoted to eminently peregrinatory *Aen.* III (but F.'s lengthy discussion [p. 118-119] of the "odd use of *meminisse*" in connection with Palinurus [*Aen.* III, 202] might have referred to the etymology of Palin["Again"]-urus: the "re-membrance" is a *jeu étymologique*). — "All translations throughout are my own" (so F. on p. 1): they are not always

copacetic. F.'s translation of the first chunk of the poem to be quoted (its first lines: p. 34) leaves out important *memorem* (I, 4) in *memorem Iunonis … iram*, which is the cause of all the Trojans' wanderings. On the next page but one (36) *tandem* in similarly mundivagant context (I, 331) does not mean "at last", but here "does little more than lend emphasis, like δή" (Conington *ad loc*.). Again on the next page but one after that (this time 38) *per multos similis fortuna labores* (I, 628; again vagarious) is mistranslated as "Fortune … through so many similar labors": here *similis* qualifies, not *labores*, but *fortuna*, as is shown by the imitation at Juv. XII, 29 (cf. the present writer, *Three Notes on Juvenal's Twelfth Satire*, in *Philologus* 152, 2008, p. 130-133), while F.'s construe would in any case entail the *uitium de duobus epithetis*. On the next page (39; again travel-related) in *spumas … ruebant* (I, 35) the verb does not mean "were rushing over", but "churned", while the next line but one's *incepto desistere uictam* is misrendered as "I, conquered in my undertaking, cease": *incepto* goes with *desistere*, not *uictam*. The afore-mentioned mistranslation of *tandem* at I, 331 is repeated shortly afterwards on p. 47-48, where *tandem* ("at last") supposedly "suggests their general fatigue". On the same page (48) "golden" *bis denis Phrygium conscendi nauibus aequor* (I, 381) is adulterated by F.'s "ships of Phrygians". And so on to the end of the book, where F.'s last translation, which occurs on the penultimate page (251), concerns Jupiter's last speech, which "resolves the primary issues of the poem" and "offers the final commentary on what the Trojan journey means" (p. 247-248). The penultimate sentence of this Jovian speech ends with *faciamque omnis uno ore Latinos* (XII, 837), where F. renders *uno ore* as "with one face" (what in Jove's name are "Latin lineaments" supposed to be?): such commentators as think *uno ore* needs *éclaircissement* here duly gloss it as ὁμόγλωσσοι. — Such cases in which F. is *au bout de son latin* may lead one to wonder how well he really does understand Virgil. As one example of such misunderstanding one might cite F.'s treatment of *ipsi* at V, 752 (*ipsi transtra nouant*; p. 188), where F. pronounces that "this is the use of *ipse* to mark someone as distinguished": in support he refers to déclassé Lewis and Short (II A: "*Ipse* is used to indicate the chief person, host, master, teacher, etc."), where this *ipse*-article was dashed off in his spare moments by Lewis, who was a lawyer and an "impudent fellow" (thus J. E. B. Mayor). Instead F. should have referred to lexicographically longhair *Oxford Latin Dictionary* or *Thesaurus Linguae Latinae*, where he would have found confirmation that here *ipsi* in fact means "'they themselves'; in vigorous contrast" to those left behind (so [e. g.] Page *ad loc*.). It may be added postscript-wise that on the next page but one (190) *artus auulsaque membra et funus lacerum* (misrendered as "wretched death" instead of "mangled corpse"; IX, 490-491) is misunderstood as referring to Euryalus' mother herself ("my limbs … ") instead of her disassembled son. PPS-wise, *Afterphilologie* of the literal kind is supplied by the amusing "bummer" on p. 224: *nates* for *nate*. — Notwithstanding F.'s said philological out-of-tuneness, one may *malgré tout* end ring-compositionally by quoting another Led Zeppelin hit: "Thank You!". Neil ADKIN.

Philippe FLEURY / Catherine JACQUEMARD / Sophie MADELEINE (éds.), *La technologie gréco-romaine. Transmission, restitution et médiation. Actes du Colloque organisé par l'ERSAM à Caen (10-12 mars 2010)*, Presses universitaires de Caen, 2015 (Symposia), 24 × 16 cm, 283 p., 28 €, ISBN 9782841335176.

Der neue Sammelband zur Technikgeschichte der Antike und ihrer Überlieferung bis in die Zeit des Mittelalters und der Renaissance kommt aus dem Kreis der Autoren der derzeit besten Ausgabe von Vitruvs zehn Büchern zur Architektur. Den Kommentar zu dem besonders schwierigen 10. Buch (Maschinen) hatte 1986 Philippe Fleury wesentlich

bereichert. Inzwischen hat sich Caen neben Paris I, Saint-Étienne und Aix-en-Provence zu einem der aktivsten Zentren der älteren Technikgeschichte in Frankreich entwickelt. Das zeigt sich einleitend in einem raschen Überblick der drei Herausgeber über bereits erschienene Tagungsbände ähnlicher Art seit etwa 1990. Louis Callebat war seinerzeit der Hauptherausgeber der französischen Vitruv-Ausgabe. Er eröffnet den vorliegenden Tagungsband mit einem Überblick über die verschiedenen Formen der Darstellung von Maschinen in der antiken Literatur (Décrire les machines, S. 13-21). Danach führt Jean-Claude Golvin (S. 23-41) den Leser in den Untergrund der griechisch-römischen Amphitheater und schildert die dort ablaufenden, zeitlich genau terminierten Tiertransporte mittels Rampen, Holzschienen, Lastenaufzügen, bevor die einzelnen Raubtiere zu ihrem letzten Auftritt in die Arena entlassen wurden. – Philippe Fleury (S. 77-95) vertieft die Deutung der sogenannten *liburna* aus dem spätantiken Traktat *De rebus bellicis* durch Rückgriff auf Vitruv 10.9. 5-7; es geht um ein „automotives" Schiff mit Antrieb der Wasserräder durch von Ochsen gezogene Göpel („cabestan", „manège d'animaux"). Bei Windstille ersetzten sie die Ruderer; nach Vegetius, Lukan und Appian gab es römische Kriegsschiffe dieser Art seit der frühen Kaiserzeit. Fleury entwickelt ein 3D-Modell und betrachtet das Schiff als funktionstüchtig, ja sogar als Vorläufer des modernen Schaufelraddampfers. – Weniger bekannt als das hier aus der Mühlentechnik übernommene Zahnradgetriebe ist für die Antike die Kurbelwelle („bielle-manivelle"). Sie erkannte (nach einem Einzelfund aus Augst) erst jüngst Klaus Grewe auf einem Relief aus Hierapolis. Dargestellt ist eine Steinsägemühle, zu der es einige spätantike Parallelen gibt. Jean-Pierre Adam (S. 97-115) nutzt diese Zeugnisse zu einem Ausflug in die mittelalterliche Überlieferung. Sie setzt erst mit dem 13. Jh. ein, dann allerdings quantitativ schnell zunehmend, so dass sich ein Bezug zur gleichzeitigen Baukonjunktur ergibt. Ein solcher Bezug wäre wohl auch für die spätantiken Sägemühlen darzulegen, besonders in Kleinasien, oder am Ruwer unweit der Kaiserstadt Trier. – Stein- und Marmorbearbeitung durch antike Drehmaschinen lässt sich bisher nur durch Beobachtung antiker Säulen oder anderer Steindenkmäler nachweisen. Immerhin fand 2006 ein eigens diesem Problem gewidmetes Kolloquium statt. Laurent Dujardin und Xavier Savary liefern für eine entsprechende Maschine („tour à pierre") einen Rekonstruktionsvorschlag. – In den nachfolgenden Beiträgen geht es um Stadtplanung (Nicola Coulthard, Karine Jardel S. 129-148) sowie Wasserversorgung und die Instrumente der zugehörigen Vermessungstechnik (Philippe Leveau S. 149-176: Diopter; Jean-Yves Guillaumin S. 177-189: Groma). Ich übergehe hier die in Deutschland relativ oft behandelten Einzelheiten. Wir sind beim Instrumentenbau. Die Neuerfindung („réinvention") des antiken Astrolabs im Mittelalter beschäftigt Catherine Jacquemart (S. 191-211). Sie publiziert und übersetzt aus einer Londoner Handschrift (Brit. Libr., Royal 15 B IX f. 72v-73r) eine Instrumentenbeschreibung des 11. Jh., die sie in engem Zusammenhang zum steinernen Meridiankreis von St. Emmeran in Regensburg und den Traktaten eines Hermann von Reichenau sowie Wilhelm von Hirsau betrachtet (alle 11. Jh.). Hier berührt sich manches mit den Arbeiten von Emmanuel Poulle zu Gerbert von Aurillac und denen von J. Wiesenbach zu Wilhelm von Hirsau. Bemerkenswert ist die Deutung: Der Almagest des Ptolemäus ist im 11. Jh. noch nicht übersetzt. So konzentriert sich die Faszination der lateinischen Kleriker zunächst auf die durch die arabische Literatur vermittelten Beobachtungsinstrumente. Es geht um ihr Konstruktionsprinzip und ihre Funktionsweise. – Mario Geymonat (S. 213-234) führt zurück in die römische Zeit, für die er wichtige Aussagen über Arithmetik und Geometrie zusammenstellt, ausgehend von Cicero, den Gromatikern, Boethius und einigen frühmittelalterlichen Traktaten. Der letzte Beitrag (Laurent Dujardin und Jean-Pierre Le Goff S. 235-270) plädiert am Beispiel der Methoden der Größenmessung für eine engere Verbindung von Wissenschafts- und Technikgeschichte beim Nachbau von

wissenschaftlichen Instrumenten, womit zugleich eine historische Perspektive in der pädagogischen Vermittlung von Naturwissenschaft und Technik gefördert werde. Insgesamt empfiehlt sich der Band in allen Beiträgen durch sein Bemühen um engen Anschluss an die Quellen und qualitätvolle Illustrationen bzw. Rekonstruktionen. Am Schluss stehen Résumés in französischer und englischer Sprache sowie nähere Angaben zu den einzelnen Autoren (S. 279-282). Dietrich LOHRMANN.

André GODIN / Alexandre VANAUTGAERDEN, *ÉRASME*, *Vie de saint Jérôme*. Introduction, traduction, annotation par A.G., texte latin par A.V., Brepols-Bibliothèque de Genève, 2013, 19 × 12,5 cm, ISBN 978-2-503-52843-4.

En 1516, Érasme publie le premier tome de son édition des *Opera omnia* de saint Jérôme — Jérôme de Stridon —, monument majeur de ses travaux sur l'ancienne littérature chrétienne. Cette date donne déjà à penser. En 1509, l'humaniste a fait paraître son *Éloge de la folie*. En 1517, Luther va afficher ses quatre-vingt-quinze thèses contre les indulgences. — Au début de ce premier tome des *Opera Hieronymi,* immédiatement après l'épître dédicatoire, on trouve une vie de Jérôme qui est beaucoup plus étendue et substantielle que les abrégés biographiques consacrés par le même Érasme à d'autres Pères de l'Église. À la fois récit, discours sur la méthode et plaidoyer, cette *Vita* est inséparable du corpus hiéronymien dont elle constitue le prélude, mais elle présente en même temps une synthèse des opinions d'Érasme sur certains thèmes majeurs. On ne peut donc que saluer la décision de publier à part un texte dont le contenu va bien au delà de ce que l'on attend ordinairement d'une vie de saint. — Au centre de l'élégant volume que publient A. Godin et A. Vanautgaerden, il y a le texte latin, dont l'histoire est relativement simple. Comme nous l'avons vu, l'*editio princeps* date de 1516. Érasme la révise et la publie à nouveau en 1524, toujours chez Froben, à Bâle. C'est ce texte révisé qui est repris ici par A. Vanautgaerden. On possède encore aujourd'hui le manuscrit d'Érasme qui a servi pour l'*editio princeps*, et les éditeurs successifs ont eux aussi introduit des variantes. On retrouve ces données dans l'apparat critique de l'édition de la *Vita Hieronymi* publiée en 1933 par Wallace Ferguson, apparat qui est reproduit dans la présente édition. — La traduction est due à A. Godin, grand familier d'Érasme, qui a particulièrement examiné les relations complexes et étroites de l'humaniste avec la tradition patristique. Elle joint à une stricte fidélité une aisance qui fait revivre en français un texte d'une grande variété littéraire, avec ses passages narratifs, ses indignations, ses saillies et ses clins d'œil. — A. Godin est également l'auteur de l'annotation. Peut-être en souvenir de certains manuscrits médiévaux, les notes ne figurent pas en bas des pages, elles encadrent le texte latin et sa traduction française. Ce n'est pas un choix très heureux : le regard se brouille ; il faut parfois chercher là où pourrait bien commencer ou finir la note appropriée. Comme on pouvait s'y attendre à propos d'un texte aussi riche, on a ici un commentaire ponctuel d'une grande variété : références aux textes cités et aux allusions, mentions des travaux les plus récents, brefs résumés d'une question, d'un concept, minibiographie d'un auteur invoqué ou combattu par Érasme. Le spécialiste sera comblé, mais un public un peu plus large est aussi visé. Outre les indications très techniques et précises concernant Érasme et son milieu, on trouvera donc des notes plus sommaires, moins rigoureuses, touchant directement Jérôme et la période patristique. On a ainsi une note sur Arius qui devrait être modifiée dans une future réédition. Arius y est présenté comme étant à « l'origine du subordinatianisme, hérésie mettant en cause l'égalité du Père et du Fils au sein de la Trinité », avec une référence au *Dictionnaire critique de théologie*. En fait, Arius n'a fait que donner plus de force et de crédit à un courant doctrinal bien antérieur. On peut regretter par ailleurs que ce volume ne

comporte pas un index des noms des auteurs anciens qui aurait aidé le lecteur à faire son profit de ce riche matériel. — Ce que ces notes apportent dans le détail alimente la remarquable synthèse que l'on trouve dans l'introduction de ce volume. On la doit aussi à A. Godin. « Un chef d'œuvre polyvalent », c'est le titre de cette étude d'une soixantaine de pages où les multiples aspects de la pensée érasmienne sont caractérisés et replacés dans leur cadre. Jérôme et ses combats offrent à l'humaniste l'occasion de régler ses comptes avec ce qu'il regarde comme les aberrations de l'Église de son temps. Au nom de la vérité historique, il s'en prend aux affabulations édifiantes qui caractérisent trop souvent l'hagiographie. Les jeux verbaux de la scolastique et l'inculture arrogante des moines font également l'objet de ses sarcasmes. À l'autre extrême, Érasme dénonce le néopaganisme des « cicéroniens » soucieux de bannir de leurs textes tout vocable et même tout nom propre évoquant le christianisme. A. Godin replace chacun de ces thèmes dans un double contexte, d'une part l'ensemble des œuvres et de la pensée d'Érasme, d'autre part le mouvement des idées dans la première moitié du XVI^e^ siècle. A. Godin a le don de créer entre son lecteur et l'humaniste un lien de connivence qui fait de ces quelques pages, non seulement l'analyse pénétrante d'un grand texte, mais la plus efficace introduction à Érasme et à son milieu. Cela n'entraîne aucune dévotion intempestive. A. Godin est bien conscient des faiblesses de son héros. Il y a, en particulier, cette querelle détestable et finalement dérisoire entre Jérôme et Rufin d'Aquilée. Érasme a pris parti, sans la moindre nuance, pour Jérôme. Au contraire, A. Godin ne manque pas de souligner les préventions, les erreurs, voire les falsifications auxquelles le Stridonien se laisse aller en entraînant avec lui son biographe. C'est l'un des aspects les moins heureux du processus d'identification qui est à la racine de la *Vita Hieronymi*. Dans cette biographie passionnée, le peintre et le modèle tendent à se confondre. Il y a beaucoup d'Érasme dans ce Jérôme et beaucoup de Jérôme dans l'image qu'Érasme s'applique à donner de lui-même. A. Godin excelle dans l'analyse de ce jeu de miroirs. Mais il ne suit pas ceux qui pensent qu'Érasme se sert simplement de sa proximité avec Jérôme pour faire valoir son propre statut de *scholar*. Il montre qu'il y a dans cette assimilation une visée proprement religieuse : l'humaniste voit dans Jérôme « une figure d'autorité, le garant du bien fondé de ses efforts pour une réforme de l'Église par un retour aux sources pures de l'Évangile et de la tradition patristique » (*Vie de saint Jérôme*, p. 30). — Rufin ne fut pas le seul à exciter l'ire de Jérôme. Contre Ambroise, le prestigieux évêque de Milan, le Stridonien fit preuve d'une persévérante animosité, multipliant à son égard les remarques désobligeantes, notamment sur le terrain de l'exégèse. Il semble bien avoir attribué à Ambroise un rôle déterminant dans sa disgrâce romaine. Pour quelle raison, dans sa *Vita Hieronymi*, Érasme a-t-il préféré ignorer ce ressentiment ? Dans un endroit de la *Vita* cependant, le nom de l'évêque de Milan est, pour ainsi dire, sous-entendu. Érasme y cite un passage d'une lettre où Jérôme rappelle les nombreux auteurs qui ont écrit de beaux éloges de la virginité chrétienne avec finesse de style et abondance (Érasme, *Vita Hieronymi,* p. 196, 1470-1471). Chez Jérôme, dans le passage de sa lettre à Eustochium où l'on trouve cette remarque, l'éloge porte particulièrement (et de manière inattendue) sur les opuscules dans lesquels Ambroise a traité ce sujet pour sa sœur : *et Ambrosii nostri quae nuper ad sororem scripsit opuscula, in quibus tanto se fudit eloquio, ut quidquid ad laudem uirginum pertinet exquisierit, ordinarit, expresserit.* (Hier., *Epist.* 22, 22.) Dans la citation qu'il fait de ce passage, si Érasme omet la mention d'Ambroise, n'est-ce pas qu'il juge apparemment inutile de mettre en avant un auteur sur lequel il partageait peut-être, en partie du moins, les réserves de Jérôme ? — Plus préoccupantes apparaissent les relations entre Jérôme et Augustin, avant tout l'incapacité du premier à entrer dans la vision de la nature de l'homme et de sa destinée que développe le second. C'est ce qu'A. Godin montre avec force en s'appuyant sur

la *censura* d'Érasme aux *Confessions*. « À propos des *Confessions* », écrit-il, « Érasme réprouve la complaisance augustinienne pour ces réalités insignifiantes que sont « l'enfance, l'adolescence, les élans de la sensualité et autres détails du même acabit. » (*Vie de saint Jérôme*, p. 13). On le voit, dans cette introduction, A. Godin joint deux atouts complémentaires dus à une longue familiarité : une remarquable « empathie » pour Érasme, l'auteur de ce « chef-d'œuvre polyvalent » qu'est la *Vita Hieronymi* », et une vigilance prudente face aux limites et aux obsessions de l'humaniste. — Ainsi, tout en éclairant une importante étape dans la réception de Jérôme, cette édition traduite et commentée de la *Vita Hieronymi* offre une remarquable initiation à la pensée et à la « manière » d'Érasme, éclairées par leurs sources et situées dans leur époque.

Hervé SAVON.

Charles GUÉRIN, *La voix de la vérité. Témoin et témoignage dans les tribunaux romains du 1er siècle av. J.-C.*, Paris, Les Belles Lettres, 2015 (Mondes anciens), 22 × 15 cm, 424 p., 27,50 €, ISBN 978-2-251-30002-3.

C'est un ouvrage aussi original que subtil que nous propose M. Guérin, sur un sujet difficile : la fonction du témoignage et le statut du témoin dans le procès romain à la fin de la République. On sait les obstacles qui se présentent dans une telle enquête, dûment rappelés par l'auteur : aucune reproduction directe d'un témoignage de cette époque n'a été conservé ; les lois pénales dont le texte nous est parvenu réglementent le nombre de témoins, la durée de leur comparution, le droit accordé à l'accusateur de les requérir, mais ne disent rien de la formulation des dépositions ni des procédures d'audition et d'évaluation des témoignages ; les juristes, indifférents à l'établissement des faits, n'ont consacré aucune monographie au témoignage avant Arcadius Charisius, au IVe s. (O. Lenel, *Palingenesia iuris civilis,* 1, Leipzig, 1889, p. 59-60, n° 3-6 ; cf. J.-Ph. Lévy, *La formation de la théorie romaine des preuves*, in *Studi … Solazzi,* Naples, 1948, p. 420-424) ; les discours publiés, dont on sait combien ils s'écartent des discours prononcés, ne reproduisent directement aucun témoignage et n'offrent que des commentaires, argumentations préalables ou réfutations *a posteriori* dus aux *patroni,* par définition suspects de biais. C'est donc en se fondant essentiellement sur les traitements concrets et théoriques de témoignages, dus les premiers à Cicéron dans ses plaidoiries au civil et au pénal, les seconds aux rhéteurs, que l'on peut aborder la question, et on sait que M. Guérin est un bon connaisseur de la littérature rhétorique grecque et latine. La nature de cette documentation fait que ce sont essentiellement les modalités de la relation entre les *patroni* et les témoins que l'on peut atteindre : c'est évident dans le cas des discours publiés, mais le point de vue adopté par les rhéteurs qui placent l'*orator* au centre de leurs théorisations fait qu'ils enseignent presque uniquement la manière d'utiliser les témoignages, traités comme un matériau à exploiter, à distordre ou à détruire au besoin, et qu'ils ont peu à dire de la démarche du témoin lui-même (cf. p. 44). La période choisie par M. Guérin, la fin de la République, était dictée par l'existence du vaste ensemble des discours de Cicéron, de ses traités et de la *Rhetorica ad Herennium*. L'auteur a fort légitimement ajouté à son corpus Quintilien, cicéronien dévot qui a en outre connu un système judiciaire presque identique à celui dans lequel a plaidé l'Arpinate, et à l'occasion des traités rhétoriques grecs qui ont pu influencer les théories des Romains, ainsi que l'unique dossier de témoignages parvenu jusqu'à nous : la transcription sur des tablettes trouvées à Herculanum (*THerc.*) des témoignages effectués à l'occasion du procès intenté dans les années 74-75 par Petronia Iusta pour obtenir la reconnaissance de son statut d'*ingenua*. La date de ces documents ne constitue pas un obstacle à leur utilisation, la procédure en cause étant certainement la même qu'à la fin de la République

et, même si on ne peut dire à quelle étape de la procédure ces *tabulae* ont été utilisées (état de la question dans E. Metzger, *Litigation in Roman Law*, Oxford, 2005, p. 155-163), les informations qu'elles fournissent sont irremplaçables. – Sont successivement traités en cinq chapitres le statut du témoin judiciaire par rapport aux autres types de *testis* (principalement celui de la *testatio* écrite privée, dont on sait le rôle capital dans la vie romaine, cf. E. Meyer, *Legitimacy and Law in the Roman World. Tabulae in Roman Belief and Practice*, Cambridge, 2004) et aux autres intervenants de l'instance, les parties et leurs *patroni*, ainsi que l'effet de sa situation sociale sur la réception de son témoignage, et l'effet inverse sur son *existimatio* d'un témoignage inefficace ; le cadre procédural du *testimonium* oral proprement dit, et les formes périphériques de témoignage (déposition écrite, *laudatio, quaestio* servile) ; la réévaluation du rôle du témoignage dans le procès, sous-estimé du fait du biais de la documentation ; les stratégies mises en œuvre par l'orateur avant et après le témoignage, les échanges oraux qui aboutissent à sa réalisation et leurs méthodes, puisque, du fait de l'*interrogatio*, l'orateur est co-producteur, pourrait-on dire, du témoignage avec le témoin ; enfin le traitement du témoignage et du témoin par l'orateur dans l'*oratio perpetua*. La conclusion envisage tout d'abord l'*interrogatio* du témoin par l'orateur comme méthode d'échange, dans son objectif, la persuasion plutôt que la quête de la vérité, et son application aux dialogues philosophiques de Cicéron et à l'enquête naturaliste de Sénèque (dans le cas de Cicéron, on songera aussi, et peut-être plutôt, à la transposition des méthodes de délibération sénatoriale : *relatio, sententiae, altercatio,* cf. M. Bonnefond, *Le Sénat de la république romaine,* Rome, 1989, p. 453-520). Puis M. Guérin, tout en rappelant la suspicion foncière à l'égard du témoin, affirme que le primat accordé à la disposition subjective de celui-ci permettait aux Romains de croire possible l'accès à la vérité par le témoignage. – La méthode adoptée dans l'enquête est donc celle d'un va-et-vient constant entre plaidoyers de Cicéron et littérature théorique des rhéteurs, fondée sur une étude minutieuse des discours qui permet de dépasser l'obstacle des réélaborations écrites (l'analyse des deux *interrogationes* rédigées, l'*In Vatinium* et le *Pro Cornelio II*, p. 147-161, est à cet égard exemplaire). L'application à la parole du témoin des catégories élaborées par les rhéteurs pour le discours de l'orateur permet, par transposition (cf. p. 351-352) ou le plus souvent par contraste, de mieux cerner les cadres qui contraignaient l'énonciation du témoignage, même si on touche peut-être aux limites de la méthode dans les p. 276-287, envisageant les catégories rhétoriques grecques et le procès athénien. Cette démarche principale, qui revient à appliquer aux productions d'une société les cadres de pensée élaborés en son sein même, n'exclut pas des références ponctuelles à des catégories modernes, tirées de l'étude des procédures accusatoires du monde anglo-saxon (bien connues des cinéphiles européens), proches de la procédure pénale romaine. – Les nombreuses suggestions avancées dans ce livre invitent à la réflexion et à la discussion. On se limitera ici à deux points concernant la conception même du statut de témoin à Rome. Le premier porte sur la place accordée aux victimes dans le procès pénal, principalement le procès *repetundarum*, le mieux documenté. L'auteur rappelle dans son développement intitulé « Le témoin et son rapport à l'accusé », que ces victimes pouvaient comparaître comme témoins tout en cherchant à tirer du procès une compensation matérielle, soit des *praemia* éventuellement accordés aux *testes* par la loi *Iulia repetundarum,* soit la restitution des biens détournés (p. 331), ce qui ouvrait à l'évidence la voie à une mise en cause de leur impartialité par le *patronus* de l'accusé. M. Guérin note donc (p. 72) que cette « confusion des statuts de victime et de témoin peut surprendre ». L'existence de tels *praemia* légaux, supposée avec prudence, est peu probable : on en connaît pour les *delatores nominis* et les *indices* (Mommsen, *Le Droit pénal romain*, 2, p. 195-202), mais pas pour les témoins, et les passages de Cic., *Scaur.* 38 et 41 invoqués, mentionnant

des *promissa,* renvoient à l'initiative d'individus plutôt qu'à l'application d'une clause de la loi (M. C. Alexander, *CPh* 80, 1985, p. 30, était d'ailleurs très réservé). Quant aux restitutions, ce n'est pas tant d'une procédure fondée sur la clause *quo ea pecunia peruenerit* de plusieurs lois *repetundarum* successives que les victimes pouvaient en espérer (p. 73), cette procédure subsidiaire et exceptionnelle n'étant activable qu'en cas de défaillance pécuniaire du condamné et de ses *praedes*. C'est généralement par une procédure de *litis aestimatio* qu'une victime pouvait récupérer l'équivalent monétaire des biens soustraits (comme Cic., *2 Verr.* 5, 128 : *Dexo hic … non ex litibus aestimatis tuis pecuniam domum uult … reportare*, l'établit *a contrario* ; voir aussi 2 *Verr.* 1, 95-96 et 99-100), et peut-être une indemnité si la loi en vigueur à ce moment prévoyait une condamnation *in duplum*. Mais le point significatif est que c'est précisément dans l'organisation de deux instances successives et distinctes (Cic., *Clu.* 115 les oppose nettement), le *iudicium* (qui se dédoublait lui-même du fait de la *comperendinatio*), et la *litis aestimatio,* que le système judiciaire trouvait une solution procédurale à une éventuelle ambiguïté de la position des victimes, en leur imposant successivement deux statuts : dans la phase de *iudicium*, ils n'étaient pas formellement partie au procès, l'accusation étant assumée par un *delator nominis* romain, et pouvaient donc être *testes*, mais une fois la condamnation acquise et les biens du coupable saisis ou séquestrés par les questeurs de l'*aerarium,* le condamné disparaissait de la procédure et certaines victimes pouvaient se présenter devant les mêmes *iudices,* chargés cette fois de la *litis aestimatio,* mais désormais en qualité de demandeurs pour obtenir du trésor public l'indemnisation de leur préjudice. – Le second point est sans doute plus important, puisqu'il engage la conception même de l'objet du témoignage, la démarche intellectuelle et le mode d'expression permis au témoin, ainsi que les compétences juridiques attendues de lui. Fidèle aux conceptions des traités rhétoriques (p. 25, citant *Rhet. Her.* 1, 4, à propos des *officia oratoris*), M. Guérin considère qu'une norme traditionnelle n'attribuait au témoin romain que l'unique fonction de rendre compte, sous forme narrative, d'un fait qu'il avait constaté par perception sensorielle et que toute argumentation fondée sur une déduction lui était donc interdite (p. 51, 89, 173, 264, 354, etc.). Il constate toutefois que le dossier de Petronia Iusta (cf. *supra*) fournit des exemples contraires de témoins indiquant le cheminement intellectuel qui les a conduits à tirer d'un événement ou d'un discours une conclusion, qui présupposait de leur part des connaissances juridiques, sur le statut personnel, *ingenua* ou *liberta*, de Iusta : la formule *ex hoc* ou *ex eo me scire mulierem d(e) q(ua) a(gitur) ex Petronia Vitale ingenuam natam esse* est nette à cet égard (voir *THerc.* XVI, p. 2, l. 1-18 ; XVII, p. 5, l. 9-15 ; XIX, l. 7-10, etc.). L'auteur y voit une exception permise à la norme, « si le lien entre le fait constaté et l'affirmation doit être évident ». Inversement, V. Arangio-Ruiz, auquel on doit cinq études de grande importance sur ce dossier (commodément rassemblées dans ses *Studi epigrafici e papirologici*, Naples, 1974, par L. Bove), en tirait l'idée que l'on attendait régulièrement des témoins romains qu'ils fassent état de raisonnements et s'expriment sur des questions de droit (*Studi*, p. 341 et 433), ce que rendait possible selon lui la vaste diffusion de la culture juridique dans le monde romain. G. Pugliese, *Scritti giuridici scelti,* 1, Naples, 1985, p. 133, avait exprimé ses doutes quant à cette conclusion. De fait, Arangio-Ruiz généralisait à tort un fait lié à la nature spécifique du procès de Iusta, qui permet de comprendre le caractère particulier de la déposition des témoins d'Herculanum : à la différence des contentieux pris en compte par les traités rhétoriques, qui concernaient l'établissement de faits matériels, actes ou événements, ce procès avait pour objectif la détermination d'un statut juridique, c'est-à-dire d'une qualité abstraite, à ce titre saisissable uniquement par le raisonnement. Pour un témoin, faire état d'un savoir acquis par déduction ne relevait donc pas d'une tolérance ou d'une permission, mais d'une nécessité intrinsèque, puisque dans ce cas

sa démarche ne pouvait consister en la simple succession d'une perception sensorielle et d'une remémoration prenant la forme narrative : elle devait inévitablement intégrer une part de raisonnement s'appuyant sur un certain savoir juridique : ainsi, C. Petronius Telesphorus exprimait la conclusion que Iusta était *ingenua* parce qu'il avait négocié avec les parents nourriciers de celle-ci la proposition faite par Petronia Vitalis, mère de Iusta, de leur rembourser les frais engagés pour son éducation (cf. *THerc.* XVI, p. 2, l. 8-14, et Arangio-Ruiz, *Studi*, p. 330), et qu'il connaissait ce point du droit des *alimenta*. Or, les procès de ce type, en ingénuité ou libertinité, ou ceux, similaires mais distincts, en liberté ou servitude (que les juristes classiques appelaient *status causa* ou *controuersia*, cf. M. Indra, *Status quaestio. Studien zum Freiheitsprozess im klassischen römischen Recht,* Berlin, 2011, p. 16, 106-110, p. 235 sur le rôle déterminant des témoins dans ce genre d'affaire), étaient à coup sûr fréquents. Le statut juridique pouvait constituer l'objet même d'une procédure, qui se déroulait à l'époque de Cicéron devant une juridiction spéciale, celle des *decemuiri stlitibus iudicandis* (cf. G. Franciosi, *Il processo di libertà,* Naples, 1961, p. 15-56, et p. 113 sur le cas Iusta). Il pouvait également constituer une question préjudicielle dans une affaire ayant un autre objet (cf. K. Hackl, *Praeiudicium im klassischen römischen Recht*, Munich, 1976, p. 215-235). Les théoriciens romains de la rhétorique ne pouvaient en ignorer l'existence, Cicéron moins que les autres puisqu'une des premières affaires qu'il avait plaidées, *de muliere Arretina* (Cic., *Caec.* 97), était de ce type, mais ils ont choisi de pas les prendre en compte dans leurs classifications : il faut en effet distinguer la situation du témoin dans une *status causa* au sens des juristes de celle du témoin dans une affaire catégorisée par la doctrine rhétorique comme *generis controuersia* ou *constitutio definitiua* (cf. p. 177-178). Les rhéteurs ont donc livré une vision simplificatrice et réductrice du procès romain, et, partant, de la fonction des témoins. – Il serait sans doute possible de prendre également en compte la spécificité des procès de statut à propos de la formulation des témoignages : M. Guérin indique que les doctrines rhétoriques et la tradition judiciaire attendaient une expression modalisée de la part du témoin, qui devait employer *opinari* ou *arbitrari* sans que ce terme marquât une incertitude ou une conjecture de sa part, et il voit là les « marqueurs linguistiques d'un régime de vérité particulier au discours testimonial romain » (p. 261-267), mais il relève à juste titre que cette règle était parfois ignorée, le témoin déposant en disant ou écrivant *scire*. Or c'est le cas des témoins d'Herculanum, comme on vient de le voir, et M. Guérin l'explique par la différence entre témoignage oral et témoignage écrit. Mais c'est aussi le cas du témoignage, oral celui-ci, de Lucullus au procès concernant la citoyenneté romaine d'Archias (Cic., *Arch.* 8, cf. p. 263), autre affaire de statut exceptionnellement traitée cette fois par une *quaestio* pénale. On ne peut exclure que la spécificité de témoignages portant sur un savoir acquis par raisonnement ait eu un effet sur leur mode d'énonciation. On trouvera d'utiles éléments de réflexion sur la forme prise dans les *tabulae* testimoniales (cf. p. 119-125) par une expression de type chirographique, à la première personne, dans le livre d'E. Meyer (cf. *supra*) : l'énonciation du témoignage passait par une phase orale, devant des témoins documentaires, puis par une phase écrite (les témoins ont rédigé eux-mêmes la *scriptura interior* des *tabulae*, Arangio-Ruiz, *op. cit.*, p. 380) enfin par une seconde oralisation, dans laquelle l'émetteur (un *scriba*) se substituait à l'auteur. – Le public naturel de ce livre dense et profond est celui des spécialistes de rhétorique et des commentateurs de Cicéron, qui auront désormais à s'y référer pour traiter des discours judiciaires. Sa densité même réclame une attention soutenue et une lecture patiente, que récompenseront la richesse et la finesse des analyses.

Philippe MOREAU.

Marie GUERIN-BEAUVOIS, *Le thermalisme romain en Italie. Aspects sociaux et culturels aux deux premiers siècles de l'Empire*, Rome, École française de Rome, 2015 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 364), 28 × 21 cm, XIV-519 p., 9 pl., 55€, ISBN 9788-2-7283-0950-4.

L'A. prend comme point de départ pour définir le thermalisme c'est- à dire « la diversité des activités liées de près ou de loin à l'existence des sources thermales », la coupe de Castro Uriales ou patère d'Otañes découverte au XVIII[e] siècle dans la province de Santander. Ce document très précieux, malheureusement mal daté, porte une inscription *Salus Umeritana* et, au revers, les mots *L.P. Corneliani P.III IX,* sans doute le nom du propriétaire. La coupe est ornée de scènes gravées qui figurent les diverses activités thermales depuis celle de l'eau jaillissant d'une source en présence d'une nymphe jusqu'à son recueillement dans un récipient, son utilisation curative et son transport. L'analyse de ces scènes conduit tout naturellement à s'interroger sur ce qu'il faut comprendre, en évitant les anachronismes, par « thermalisme antique », un terme qui n'existe ni en latin ni en grec. Cette lacune implique que les anciens ne concevaient pas « les divers emplois qu'ils font de ces eaux comme un « tout » bien défini mais au contraire comme des usages dispersés n'ayant comme unique lien que la présence d'eaux un peu particulières » (p. 16). Pour mieux appréhender les usages d'eaux minérales – vertus thérapeutiques reconnues ou supposées, pratiques religieuses et « sociales » – l'A., dans un premier temps, prend en considération les héritages de Rome: héritages grecs et hellénistiques : le corpus hippocratique, les conceptions platonicienne et aristotélicienne, les vestiges archéologiques avec une attention toute particulière pour les sanctuaires d'époque hellénistique dédiés à Asclépios (parmi ceux-ci, l'*Asclepieia* de Gortys d'Arcadie, daté du III[e] siècle av. J.-C., semble être un bel exemple d'établissement thermal avant la lettre). Parmi les héritages romains en matière de thermalisme, il faut citer aussi le rôle non négligeable des Étrusques, considérés comme d'excellents chirurgiens et dentistes. L'Étrurie comptait, et compte encore aujourd'hui, plusieurs sources thermales comme celle de Chiusi ; des sanctuaires ont livré de très nombreux ex-voto anatomiques qui, bien que liés aux rituels religieux de la divination, attestent l'intérêt pour la médecine et le corps humain. C'est à juste titre que dans la troisième partie de son ouvrage, l'A. a accordé une place particulière à l'étude du thermalisme en Étrurie à l'époque impériale (p. 243-269). Parmi les précurseurs du thermalisme romain, il faut citer aussi la médecine pythagoricienne et les échanges avec la Grande Grèce, elle-même en relation avec la Grèce, ainsi que les traditions romaines liées au statut du *paterfamilias* qui avait la charge et la responsabilité de la bonne santé de la famille. Le thermalisme romain n'apparaît donc pas ex-nihilo. Mais comme le montre, Mme Guérin-Beauvois, dans la suite de son étude, les Romains ne se sont pas limités à une adaptation et à un développement de pratiques qui existaient avant eux. On connaît d'ailleurs peu de choses concernant les pratiques thermales dans le bassin méditerranéen, dans le monde italique où la plupart des sites disparaissent à l'époque romaine ; leur apport « pour le thermalisme romain est bien faible par rapport à la transformation que le thermalisme romain opère sur les pratiques traditionnelles » (p. 196). Un premier développement substantiel à souligner est celui de la classification à des fins thérapeutiques des eaux minérales proposée par les auteurs (eaux froides, chaudes, salées, amères, stagnantes, courantes, sulfureuses, nitreuses, alumineuses etc.). Leur classification, qui devait avoir une origine grecque, est, comme le souligne l'A., très proche de la nôtre aujourd'hui (voir le tableau suggestif p. 54). Certains auteurs avaient aussi conscience que la nature de l'eau minérale dépendait de la nature du sol. L'institutionnalisation de l'hydrothérapie et les classifications de l'eau minérale en fonction des remèdes à apporter aux maladies (cf. tableau p. 70) a donc été l'objet d'une attention soutenue aux premiers siècles de l'Empire.

On rappellera qu'Auguste prenait régulièrement les eaux d'*Albula* dans le Latium pour soigner des maux chroniques, sans doute des problèmes de rhumatisme (p. 289-291). Bien que ce soit deux activités différentes, il faut admettre aussi que le développement de l'hydrothérapie est à mettre en relation avec les questions d'hygiène (construction dans les villes de thermes et de bains) et qu'elle a été rendue possible grâce à des avancées technologiques : les constructions d'aqueducs, la répartition des eaux dans la ville (cf. le *castellum diuisorium* ou *castellum aquae* de Nîmes), les collectes des eaux usées. Dans la deuxième partie de l'ouvrage, l'A. aborde la question de l'institutionnalisation dans les derniers temps de la république des pratiques thermales à des fins thérapeutiques. C'est dans le golfe de Baïes (*Aquae cumanae* et les Champs Phlégréens) qui « connaît une activité souterraine intense » que sont localisés, selon l'A., la naissance et le développement de ces pratiques thérapeutiques. La littérature abondante ainsi que l'archéologie soulignent l'importance qu'eurent Baïes et tout le territoire environnant (nommé aujourd'hui « parc archéologique ») dans le développement du thermalisme en Italie. Cette documentation permet de dresser un historique des pratiques thermales (p.105-126) qui remontent sans doute au II^e^ siècle avant J.-C. et que les auteurs désignent par l'expression *Aquae Cumanae*. Ces pratiques se sont rapidement développées ensuite au cours du premier siècle sous le nom de « Baïes » avec les nombreuses installations de l'aristocratie romaine. Cette évolution, constate l'A., est significative : Baïes, lieu de thérapie médicale, dont les eaux chaudes et sulfureuses sont souvent citées, « signe du succès de la station et de son expansion », devient, aux premiers siècles de l'Empire avec ses nombreuses *uillae* décrites par Strabon, un site de villégiature, un lieu de l'*otium* différent de celui « où on prend les eaux » : le séjour à Baïes, qui est contesté à ceux qui ne font pas partie de l'élite sénatoriale (à Cicéron notamment) devient un luxe exigé par l'appartenance à cet ordre (voir la liste des propriétaires de villas à Baïes et ses environs (p. 140-141). L'engouement pour Baïes se poursuit sous les règnes d'Auguste et de Tibère : qualifié de *principes Baiae*, le site devient le lieu de séjour agréable et reposant des empereurs, de leurs familles et de leurs proches (p. 147-157). Il est célébré par les poètes. Octave/Auguste, Claude y entreprennent de grands travaux édilitaires (aménagements portuaires et routiers). Il ne faudrait pas cependant focaliser notre attention uniquement sur le centre renommé de Baïes ; les sources épigraphiques et littéraires, l'archéologie, la densité du réseau routier (carte p. 198) de cette partie de la *Regio I* augustéenne, attestent l'existence, en Campanie, de plusieurs stations dont le charme et les valeurs thérapeutiques ont été vantés, notamment par Pline l'Ancien et Stace. Dans une quatrième partie Mme Guérin-Beauvois étudie « les caractéristiques propres aux lieux thermaux et au thermalisme ». Elle évoque, dans ce chapitre de nombreux points à propos desquels nos informations sont relativement succinctes : la vie économique liée à la pratique thermale (le profit que l'on pouvait tirer de l'exploitation des eaux minérales, la propriété et la gestion des établissements thermaux, les métiers liés à l'entretien et à l'accueil des curistes, etc) ou encore le statut administratif d'une station, l'origine du nom des stations généralement désignées par le pluriel *Aquae*, ce qui impliquerait une pluralité de sources. D'autres sujets importants sont abordés comme celui du thermalisme considéré « davantage comme une manifestation de l'*otium* et de la villégiature de luxe ». Dans la station en effet, outre la natation, on pratiquait la promenade, la pêche, la navigation de plaisance. Elle était – ceci est surtout bien documenté à Baïes – organisée comme une ville mais était dépourvue d'une administration municipale ; on y pratiquait les mondanités qui peuvent rappeler les modes de vie dans certains sites balnéaires contemporains. Ceci suscitait, chez des auteurs comme Sénèque, des commentaires moralisateurs. Le travail de Mme Guérin-Beauvois, d'une très grande richesse, aborde donc de nombreuses questions (aspects économiques, sociétaux, culturels, religieux et bien entendu médicaux) dont certaines pourront sans doute être approfondies ; mais

grâce à l'analyse minutieuse et attentive des sources littéraires, épigraphiques et archéologiques, nous possédons à présent une vision originale de la pratique, mal définie jusqu'ici, du thermalisme aux deux premiers siècles de notre ère. Celui-ci doit être différencié des pratiques balnéaires et hygiéniques avec lesquelles il a été souvent confondu. Il apparaît en définitive que les Romains n'ignoraient pas l'effet salutaire des eaux thermales et qu'ils pouvaient en bénéficier soit sur le lieu même de la source, soit en lieu éloigné. L'eau dans ce cas devait être transportée, comme le suggère une scène figurée sur la coupe de Castro Uriales ; il faut dès lors envisager que la cure était recommandée par des médecins spécialisés. Je soulignerais enfin que, dans son souci de cerner le mieux possible le phénomène du thermalisme, Mme Guérin-Beauvois n'a pas hésité à faire appel à diverses disciplines moins familières comme la médecine, la chimie, ou encore la géologie. Des *indices* (*nominorum, locorum*, thématique) font de cet ouvrage un bel outil de travail. J'ai toutefois un regret à formuler : il concerne la reliure qui, trop serrée, ne permet pas une ouverture aisée du livre, ce qui en rend la lecture difficile.

Pol DEFOSSE.

François GUILLAUMONT / Sophie ROESCH (éds.) *La divination dans la Rome antique. Études lexicales*, Paris, L'Harmattan, 2014 (Collection Kubaba, série "Grammaire et linguistique"), 147 p., 15,5 €, ISBN 978-2-343-04273-2.

The six papers in this volume issue from a one-day colloquium at the Université François Rabelais de Tours in 2012: *Le vocabulaire latin de la divination*. It continues a theme begun in a previous volume which studied the vocabulary of Latin prayer (S. Roesch (ed.), *Prier dans la Rome antique. Etudes lexicales*, Paris, 2010). The expressed aim of *La divination dans la Rome antique* is to complement existing lexical studies and to define more precisely the beliefs and divinatory practices of the Romans. – Stéphane Dorothée (Signum *et* significare *dans le vocabulaire de la divination: du signe au présage*, p. 15-28) demonstrates how *signum* progressed from a general term, to the more specific sense of 'prognosis' in medical texts, and became systematically associated with the notion of prediction in meteorological treatises. This takes him naturally into a brief discussion of its use in divination where *signum* is synonymous with 'presage': a sign sent by the gods characteristic of a future event. *Signum* is considered to have no history as a term for divination prior to Cicero. – Jacqueline Champeaux (Miraculum: *y a-t-il un miracle païen*?, p. 29-48) argues that *miraculum* encroaches on divination in three ways: in reference to superhuman qualities; the doubtful prodigy, and, finally, the good prodigy. *Miraculum* in the Christian sense appears only in St. Augustine, reflecting a final victory of the term over the pagan *prodigium*. She concludes that *miraculum* is the irruption of the supernatural into the daily life of men (p. 47). Despite an analysis that takes her from Varro to Augustine, Pliny the Elder is conspicuous by his absence. The 130 examples of *miraculum* in his oeuvre attest to the power of the gods on earth through natural wonders, things heaven-sent, but not necessarily prodigious in themselves. - In the longest article in the volume, Sophie Roesch (Omen, *un présage oral?*, p. 49-83) traces the development of the term *omen* from its earliest association with a spoken sign, to its use as a synonym for *auspicium*, and, finally, applicable to any kind of sign. *Omina* can be good or bad, often oblative, although individuals could manufacture a suitable omen. The term was never a technical term nor did it need a priest or magistrate to be interpreted. Nonetheless, for an *omen* to be considered an *omen* it required someone to decode the message and to announce it as such. – Cicero never utilised the later antique terms *inspirare*/*inspiratio*, but François Guillaumont (*Le vocabulaire de l'inspiration dans le* De Divinatione, p. 85-100) demonstrates that he employed

a rich vocabulary of movement, of heat, and of breathing to relay the effect of the gods on their prophets. Underlying this vocabulary, which is very similar to the language of poetic inspiration (and helps to explain why the Augustan poets appropriated the term *uates*), is the influence of Greek philosophy notably Plato's *Phaedrus*. – Bruno Poulle (*Le vocabulaire de la nécromancie chez Cicéron*, p. 101-109) argues that the connection between necromancy and Pythagoreanism elevates and differentiates the religious rituals undertaken by Appius Claudius Pulcher, Nigidius Figulus and Vatinius from the corpse animation allegedly practised by sorcerers. In his portrayal of Vatinius, Cicero plays on the ambiguities of the language associated with necromancy to further blacken his character. – Finally, Dominique Briquel (*Entre le latin et l'étrusque les* nomina Tusca *chez Dioscoride. Ont-ils un rapport avec la divination?*, p. 111-136) comes to the negative conclusion that the plant names in Dioscorides derived from Etruscan works on agriculture or plants rather than their sacred literature. Although the lexical argument is interesting, this is an unsatisfactory conclusion to a volume on the terminology of Roman divination. – In general, readers expecting rigorous lexical analyses with supporting tabulation of occurrences or thorough investigation of the terminology throughout the Roman period will be disappointed. The two essential tools for lexical and philological analysis, the *Thesaurus Linguae Latinae* and the PHI Latin corpus (http://latin.packhum.org/), are rarely present. Diachronic approaches mingle uneasily with the synchronic. Arguments are often constructed on a single quotation without fuller supporting evidence. – There are, therefore, some considerable weaknesses in this volume. The richness of the vocabulary of divination, with all its ambiguities and semiotic possibilities, deserves detailed and nuanced etymological investigation. To be fair the editors acknowledge that these explorations have not covered all aspects of the subject and that numerous possibilities for further research exist. It is to be hoped that other scholars will take up the challenge. Alex NICE.

Ido ISRAELOWICH, *Patients and Healers in the High Roman Empire*, Baltimore/Londres, The Johns Hopkins University Press, 2015, 24 × 16 cm, VIII-191 p., $59, 95, ISBN 978-1-4214-1628-1.

De l'Université de Tel Aviv, Ido Israelowich a commencé sa carrière avec un cas médical fort difficile, celui d'Aelius Aristides qui, dans ses *Discours sacrés*, s'est répandu sur lui-même et sur ses ennuis de santé, ce qui a donné son premier livre, *Society, Medicine and Religion in the Sacred Tales of Aelius Aristides*, publié en 2012. Puis il s'est intéressé au service de santé de l'armée romaine et à l'état sanitaire de ses hommes. D'où le livre actuel, qui se déroule en cinq chapitres, dont deux introductifs : I. L'identité du médecin, qui doit se faire connaître et admettre sans aucun diplôme ni intervention officielle, les concours, les honneurs, les statues, les inscriptions, les missions diverses y suppléant en quelque sorte. II. Les idées du malade sur la santé et la maladie, à propos desquelles l'histoire du rhéteur ci-dessus est un *unicum* ; l'auteur insiste sur le grand choix offert au malade antique, médecine et religion ne se combattant pas mais au contraire s'épaulant, les médecins allant jusqu'à offrir des ex-voto aux dieux ; je crois qu'il faut admettre tout de même qu'on ne faisait pas de chirurgie sérieuse dans les enceintes sacrées, et que l'interprétation des rêves y avait une plus large place qu'en ville. Puis viennent trois situations, ou « case studies », très vivement présentées et bien structurées : III. Ce qui se passe à la maison et comment on y naît : je ne suis pas aussi optimiste que lui et je ne crois pas que les sages-femmes (ni non plus les médecins d'ailleurs) aient jamais pratiqué la césarienne, alors qu'en effet l'embryotomie était pratiquée par eux dans certains cas de dystocie ; et je fais remarquer que le forceps

obstétrical était ignoré des Anciens (ce qui a permis, avec d'autres arguments, d'assurer que tel bas-relief de Rome était un faux) ; alors médecine, religion, superstition avaient des chances toute particulières de se rencontrer. IV. Ce qui se passe à l'armée, en particulier dans les camps, organisés avec un *ualetudinarium* pour le repos et la santé du soldat, – ce qui est certainement vrai des camps les plus importants mais peut-être pas pour tous –, les médecins soignant et exemptant, pour un temps bref ou définitivement (*missio causaria*) ; et comment la présence militaire agit sur les populations locales, qui de leur côté font connaître aux praticiens les ressources locales, végétales en particulier. Et V. En quoi consiste le tourisme médical, comment grossit la boule de neige autour du charme et de la réputation, religieuse ou médicale, d'un lieu voire d'une ville comme Pergame par exemple ; à l'hydrothérapie thérapeutique et au plaisir du bain s'ajoutent les charmes de la conversation ou même du flirt, comme à Baïes dont la belle nature est encore embellie par l'architecture privée et publique. On ne peut pas en vouloir à un antiquisant israélien de mieux connaître la bibliographie anglophone que la bibliographie française, mais on doit tout de même regretter qu'il n'ait pas fait relire les titres français qu'il cite et qui sont criblés de fautes, dont certaines classiques, qui font rire, rire jaune, comme « médicine » au lieu de médecine, « médicin », ou « problems », et traités avec un mépris délibéré des accents (comme dans « role ») et du genre des noms. Je regrette qu'il n'ait pas fait appel à la relecture d'un collègue français, et pourquoi pas à moi puisque nous nous connaissons de longue date ! Il est dommage aussi qu'il n'ait pas pu remplacer, question de dates probablement, le très classique ouvrage de John Stewart Milne, une véritable bible en son temps, *Surgical Instruments in Greek and Roman Times* (Oxford, 1907, réimprimé en 1970), par celui de Lawrence Bliquez, *The Tools of Asclepius : Surgical Instruments in Greek and Roman Times* (Brill, Leiden/Boston, Studies in ancient medicine, vol. 43, 2015) ; ou encore qu'il ne semble pas connaître, ce qui est plus grave car la publication officielle (qui n'est pas la toute première) remonte à 2010, la lettre de Galien sur l'*indolentia* (Collection des Universités de France, Galien, Œuvres, Tome IV : *Ne pas se chagriner*, texte établi et traduit par Véronique Boudon-Millot et Jacques Jouanna avec la collaboration de Antoine Pietrobelli), si éclairante sur le stock médicamenteux du praticien, sur ses instruments et sur ses livres, sur leur gestion et leur enrichissement ; ou encore tel article de Cécile Nissen dans *Medicina nei Secoli* de 2007. Mais en tout état de cause, la bibliographie est riche et l'ouvrage d'Ido Israelowich, qui met en lumière le point de vue du malade comme je l'avais fait moi-même dans mon *Triangle hippocratique* publié en 1984, touchera l'immense public des malades, présents, futurs et possibles ; il leur fera relire ou lire les grands textes médicaux et littéraires classiques, mais aussi les papyrus proprement dits et les ostraca, les inscriptions funéraires et honorifiques, les inscriptions techniques, les lettres ou le corpus juridique ; il leur apprendra aussi à regarder la documentation archéologique : lieux de culte et sites de villégiature, camps militaires, monuments religieux, piscines et thermes, œuvres d'art, ex-voto inscrits ou anépigraphes, instruments et remèdes même ; et contribuera à cette lecture des objets une série d'images fort lisibles mais ternes, question de coût sans doute bien que le livre ne soit pas donné ! Doivent l'avoir néanmoins dans leur bibliothèque historiens de la médecine, historiens de l'Antiquité, archéologues, collectionneurs, et tous les curieux du passé. Danielle GOUREVITCH.

Philipp KOBUSCH, *Die Grabbauten im römischen Hispanien. Zur kulturellen Prägung der Sepulkralarchitektur*, Tübingen, VML Verlag Marie Leidorf, 2014 (Archäologische Forschungen, 14), 472 p., ISBN 978-3-89646-994-6.

En las últimas décadas la investigación sobre el mundo funerario hispanorromano ha experimentado un avance notable. Son numerosos los recintos, construcciones y estructuras

que conocemos desde inicios del siglo XX. Sin embargo, y a pesar de los últimos magníficos estudios realizados, donde destacan los realizados en el marco de los Proyectos *Funus I* y *II*, dirigidos por el Prof. Dr. Desiderio Vaquerizo sobre Córdoba, son todavía escasos los datos que proceden de intervenciones arqueológicas rigurosas o a los que se puede acceder por hallarse inéditos. Las revisiones de excavaciones antiguas y los nuevos trabajos han permitido relanzar temas de investigación como el presente. Buena prueba de ello son las monografies generales publicadas en el año 2014 como el trabajo que aquí recensionamos o el libro de Sevilla Condei, *Funus Hispaniense: espacios, usos y costumbres funerarias en la Hispania Romana* (BAR International Series, 2014), dedicado a los ritos y estructuras. – La monografía de Philipp Kobusch analiza la arquitectura funeraria romana en la Península Ibérica. La culminación de este análisis siempre resulta compleja por las innumerables novedades aparecidas en los últimos años sobre las necrópolis de la antigua *Hispania* y su extraordinaria dispersión, lo que dificulta aún más si cabe la selección exhaustiva de los datos existentes y su adecuada interpretación. No cabe duda de que este libro es un estado de la cuestión imprescindible del tema tratado. Los trabajos locales y particulares dan paso en esta monografía a una reflexión general, a partir de la documentación arqueológica, sobre las construcciones funerarias en diferentes contextos (urbanos y rurales). La obra está estructurada en cuatro grandes bloques. – La parte I (p. 15-111) establece una tipología de 140 monumentos funerarios localizados en la antigua *Hispania*, diferenciándolos en función de la geografía política actual. Sin embargo, los mapas incluidos al final de la monografía permiten localizar los yacimientos según la división regional antigua que aporta un valor añadido a este estudio. El autor analiza en primer lugar las estructuras en forma de túmulos o cámaras (p. 15-28), indicando los precedentes mediterráneos y limitándose en el caso peninsular a la Bética (Alcalá de Guadaira, Carmona, Córdoba y quizás Peñaflor) y un caso aislado en el noreste peninsular (Les Gunyoles). El segundo tipo corresponde a los monumentos en forma de torre (p. 29-57), con influencias directas norteafricanas y con una mayor difusión peninsular. Diferencia entre el grupo de tumbas turriformes de planta cuadrada en el noreste, el caso concreto de la Torre de Vilablareix, otro grupo con *aedicula*, además de variantes turriformes con cámaras en la zona meridional peninsular, los monumentos de *Baelo Claudia,* finalizando con la inclusión de restos materiales de más monumentos de este tipo en diferentes regiones de la antigua *Hispania*. El tipo 3 analizado corresponde a los monumentos templiformes (p. 58-73), con una mayor concentración en el sur de la *Lusitania* y otros en forma de casa, de los que el autor diferencia 14 localizados en el área suroccidental y en el Levante, además de otros monumentos aislados en el valle del Ebro e interior peninsular. Asimismo distingue dos tipos mixtos, presentando el primero elementos propios de los turriformes (Vildé, Mollina y Abla) y el segundo que cuenta con cámaras hipogeicas (principalmente en Mérida, Osuna, Antequera, Ubrique y Elche). El cuarto tipo comprende las tumbas con cámaras hipogeicas (p. 75-83), con recintos y edificios superpuestos, concentradas en el tercio meridional de la Península Ibérica. Respecto a éstas, aunque la mayor parte de los estudios inciden sobre el peso de la tradición prerromana, plantea la dificultad para determinar si las construcciones remiten solamente a modelos prerromanos o si imitaron conceptos de otros contextos coetáneos o si se trata de una evolución regional propia dentro del contexto romano. El tipo 5 engloba los recintos funerarios delimitados (p. 84-101) con especial atención a los de *Baelo Claudia*, Mérida, Chiprana y Sádaba. El sexto y último corresponde a 34 monumentos en forma de altar (p. 103-105) repartidos por toda la geografía peninsular. – El segundo bloque (p. 115-150) presenta el estudio de contextos funerarios peninsulares específicos, en concreto, cuatro que han recibido el mayor interés en la historiografía más reciente: las tumbas de las *uillae* del Valle del Ebro, diferentes de las del sur de la *Lusitania*, y tres necrópolis urbanas de la Bética (Carmona, *Baelo Claudia*, Córdoba),

con el fin de establecer las diferencias regionales derivadas de diversas "influencias culturales". Considera los enterramientos de Córdoba como propios del mundo romano. En cambio, los de Carmona presentan un rasgo particular por su sustrato púnico. En este sentido, el autor abunda sobre una idea que ya expresó en la primera parte del trabajo: la importancia del peso de la tradición prerromana púnica no se expresaba como un proceso de identificación consciente, sino que se considera como parte de la cultura local y urbana. Finalmente, incluye los de *Baelo Claudia* que ejemplifican una expresión local peculiar. – El tercer bloque (p. 169-422) incluye el catálogo de los 140 monumentos funerarios organizados en función de la división política actual, diferenciando los portugueses de manera individualizada (Kat. 1-10) con respecto a los españoles que en este caso se dividen por comunidades autónomas (Kat. 11-140). – Philipp Kobusch cierra su obra planteando la necesidad de abordar nuevas cuestiones como los ritos sepulcrales en relación con la tipología de los monumentos, ampliar los estudios de las distintivas locales y evolución cronológica a otros ámbitos regionales y abundar en el análisis de las particularidades funerarias como representación o no de una identidad cultural. A estas cuestiones, podemos añadir aspectos tan importantes, en este caso no tratados en detalle, como la topografía de los hallazgos, los materiales empleados o la relación de los epígrafes con los tipos de enterramientos, las fórmulas y prosopografía, etc. Para finalizar, destacamos la inclusión de una documentación gráfica inmejorable que incluyen láminas de los enterramientos, mapas de distribución especialmente prácticos y manejables, además de planimetrías dignas de tener en cuenta que hacen de esta obra una referencia en trabajos de investigación futuros. Javier SALIDO DOMÍNGUEZ.

Philippe LE DOZE, *Le Parnasse face à l'Olympe. Poésie et culture politique à l'époque d'Octavien/Auguste*, École française de Rome, 2014 (Collection de l'École française de Rome, 484), 50 €, ISBN 978-2-7283-0968-9.

Les poètes de l'*aurea aetas* – Horace, Virgile, Properce et Ovide pour ne citer que les plus connus – sont souvent appelés les chantres du pouvoir augustéen. Voilà l'expression consacrée qui fait florès au sein des innombrables études consacrées à la poésie augustéenne. L'ouvrage de Ph. Le Doze issu de sa thèse doctorale entend réévaluer la pertinence de cette expression. – L'exposé historiographique des relations entre le pouvoir et la littérature à l'époque augustéenne depuis le XVIII^{e} siècle met en lumière la coexistence de trois théories, chacune correspondant à un degré d'autonomie de la production littéraire. La thèse dirigiste postule l'instrumentalisation des poètes au service de la propagande d'Octavien-Auguste, concept que Ph. Le Doze utilise avec précaution tout en mettant en évidence son poids historique. La thèse médiane soutient que la production littéraire n'est ni libre, ni sous contrôle mais se déploie au sein de « cercles littéraires » dont l'existence est récusée par Ph. Le Doze. Enfin, la thèse libérale affirme la liberté d'inspiration des poètes et l'autonomie de leurs compositions poétiques. Ces trois thèses amènent l'auteur à structurer sa monographie en trois parties. Il examine d'abord l'influence du discours politique sur les poètes et la théorie de leur instrumentalisation par Octavien-Auguste à des fins propagandistes (p. 19-160). Ph. Le Doze analyse ensuite les relations entre les poètes et le milieu aristocratique (p. 161-394). Enfin, il étudie la *uox poetae* pour elle-même, le poète en tant que citoyen, mais aussi en tant que *uates* dévoilant le sens profond des choses humaines et divines (p. 395-593). – Ph. Le Doze répond négativement à la thèse dirigiste. Selon lui les poètes n'ont pas été instrumentalisés par Octavien-Auguste : le contenu des poèmes diffère du discours politique officiel ; la publication des poèmes est tardive, bien que ceux-ci aient pu être récités auparavant ; les cas de censure attestés pour l'époque augustéenne sont davantage dus à des causes particulières

touchant aux mœurs dans le contexte pacifique d'une « République restaurée », plutôt qu'ils ne prouvent les efforts d'Octavien-Auguste pour brider la production littéraire. L'auteur émet aussi l'objection à la thèse dirigiste que les œuvres littéraires ne sont accessibles qu'à une frange limitée de la population en raison d'impératifs financiers, matériels et intellectuels. On retient ici avec attention l'intérêt que porte l'auteur aux invectives, lesquelles ne se retrouvent que partiellement dans les œuvres de Virgile, Horace et Properce. En l'absence de programmes et d'idéologies politiques, les qualités morales des candidats aux magistratures ont force d'argument pour convaincre les auditeurs. Dès lors, on comprend d'autant mieux le rôle de l'invective au sein des luttes politiques. L'auteur considère l'invective comme une « niche » particulière dans laquelle vient s'insérer une forme de propagande dépréciative (p. 152-153). En effet, ces invectives se révèlent pertinentes pour démontrer l'existence d'une propagande au cours des dernières guerres civiles de la République romaine. Si les portraits de Marc Antoine et de Cléopâtre que dressent les poètes sont de loin plus nuancés que ceux édifiés par le discours politique officiel, force est de reconnaître qu'ils évoquent les thèmes de la propagande octavienne. – L'analyse de Ph. Le Doze de la thèse médiane réfute l'existence des cercles littéraires au service d'une aristocratie augustéenne. L'expression « cercle littéraire », davantage que de désigner une réalité, traduit les obligations et intérêts réciproques des relations entre le patron littéraire et le poète client. Les aristocrates de la *res publica restituta* aspirent à paraître cultivés et raffinés, tandis que les poètes recherchent une indépendance matérielle propice à la création littéraire. De plus, Rome ayant conquis la Grèce lui demeure encore inférieure sur le plan culturel. Le *saeculum Augustum* donne à la littérature latine ses lettres de noblesse et celle-ci n'a plus à rougir de son infériorité, volonté portée par des lettrés, des intellectuels et des aristocrates élevés à l'école de la Grèce. – L'analyse de la thèse libérale postule que les poètes, jouissant d'autonomie, ont choisi et parié sur Octavien-Auguste pour le redressement moral, politique, économique et culturel de Rome, encore faut-il que celui-ci fût vainqueur. Ph. Le Doze met en lumière l'adhésion des poètes à l'attitude politique d'Octavien, qui en retour se conforme à leurs attentes. L'éloge poétique ne se réduit pas à une vile flagornerie, mais traduit les aspirations du poète. Horace, Properce, Virgile et Ovide sont patriotes et expriment les valeurs d'un empire universel, pacifié et pacificateur, unifié et civilisateur, intégrant Rome, l'Italie et la Grèce dans ses mythes fondateurs. La poésie augustéenne apparaît comme une littérature unioniste et consensuelle après les fractures des guerres civiles. Les poètes recommandent aussi de porter la guerre aux frontières de l'empire contre les « barbares », ce qu'Auguste élude prudemment en privilégiant la diplomatie à d'hasardeuses expéditions. Cette dynamique d'intégration-exclusion qui affleure au sein de la poésie augustéenne exprime les nouveaux paradigmes des fondements idéologiques du Principat. – La structure annoncée au début de l'ouvrage suggère une analyse indépendante des trois thèses, or il appert que l'examen des thèses médiane et libérale sert, entre autres, à réfuter la première. Sans l'affirmer clairement, il semble que Ph. Le Doze ait marqué sa réticence pour la thèse de l'instrumentalisation des poètes par la propagande octavienne. On pourrait arguer que la prolifération des titres, des sous-titres et des conclusions relève davantage de la structure d'un travail académique que de celle d'un livre, mais c'est là affaire de choix et de sensibilité. Tout au plus peut-on critiquer la multiplication des conclusions qui a pour effet de disperser les lignes directrices de la pensée de l'auteur. L'analyse de Ph. Le Doze serre de près les sources poétiques et donne parfois l'*impression* qu'elle peine à dépasser le stade descriptif. Il n'aurait peut-être pas été inutile de prendre plus de hauteur et de recourir moins souvent aux paraphrases et aux citations d'extraits des poètes qui envahissent titres et sous-titres. Par exemple, dans la section de l'ouvrage consacrée à la « censure à l'époque augustéenne » (p. 129-138),

Ph. Le Doze se limite aux cas traditionnels d'Ovide, de Cassius Severus et de T. Labienus. L'analyse aurait gagné en perspective si elle avait été replacée dans le contexte plus large de ce que l'on connaît du contrôle exercé par Octavien sur l'ensemble de la production écrite depuis 36 a. C. n. Ce ne serait pas là sortir des limites du sujet car l'auteur déploie son étude des poètes augustéens au sein de la « culture politique » de l'époque. En effet, Appien apprend qu'Octavien dès après la bataille de Nauloque voue aux flammes une série d'écrits relatifs aux guerres civiles dans une atmosphère de rétablissement de la *pax terra marique* (App., *B. C.* 5, 132). De plus, Octavien brûle deux mille livres de prophéties en latin et en grec (Suét., *Aug.* 31, 1) ; en 33 a. C. n. sous l'impulsion d'Agrippa, il expulse de la Ville les magiciens et les astrologues indésirables (Dion 49, 43, 5) ; déplace – après sélection – les Livres Sibyllins dans le temple d'Apollon Palatin (Suét., *Aug.* 31, 1) ; empêche la communication au sénat de la victoire de Marc Antoine en Arménie (Dion 49, 41) ; censure probablement certains passages des documents produits par Marc Antoine comme son testament ou ses *epistulae* ; enfin, fait cesser la publication des *acta senatus* qui avait été instituée par Jules César (Suét., *Aug.* 36, 1). Une comparaison entre les cas de censure attestés avant Actium et ceux attestés à l'« époque augustéenne » aurait pu enrichir le propos de l'auteur. – Face à une bibliographie foisonnante et aux avis les plus divergents des historiens, des commentateurs et des philologues, Ph. Le Doze expose toujours avec clarté les termes du débat. Il offre une synthèse utile des trois grandes théories qui sous-tendent toute la littérature académique relative à la poésie augustéenne, à défaut de pouvoir trancher avec impartialité. Il ordonne les matériaux en les analysant sous les yeux du lecteur sans l'influencer et c'est là une des qualités principales de l'ouvrage. Loïc BORGIES.

Sophie MADELEINE, *Le théâtre de Pompée à Rome. Restitution de l'architecture et des systèmes mécaniques*, Caen, Presses Universitaires de Caen, 2014 (Quaestiones), 24 × 16 cm, 354 p., 1 DVD, 30€, ISBN 978-2-84133-508-4.

Ce livre, qui est la version remaniée d'une thèse de doctorat soutenue à Caen en 2006, offre une synthèse fort utile sur l'ensemble pompéien du Champ de Mars : théâtre, temple, portique et curie formaient on le sait « une ville dans la Ville » et étaient considérés comme un élément fondateur du « beau paysage » urbain. Cet ensemble si célèbre est pourtant l'un des monuments les plus mal connus comme le rappelle F. Coarelli dans la préface ; aussi la parution de deux livres importants, l'un en 2010 consacré au seul théâtre (A. Monterroso Checa, *Theatrum Pompei,* Madrid), l'autre en 2014 avec le travail de Sophie Madeleine, qui englobe l'ensemble des constructions du complexe pompéien, invitent à reprendre le dossier et proposent de nouvelles hypothèses stimulantes sur l'organisation architecturale de ce complexe. – S. Madeleine replace d'abord le monument dans son contexte historique, topographique et urbanistique où les contraintes du Champ de Mars sont bien exposées (avec la question de l'emprise au sol du monument et de l'orientation du théâtre). Vient l'évocation de la cérémonie d'ouverture de 55, puis les remaniements et réfections entre 55 et le IV^e^ siècle. L'étude est ensuite consacrée aux différentes parties du complexe : le théâtre (qui occupe l'essentiel du propos), le portique et la curie. Les nombreux parallèles avec les autres théâtres de l'Empire sont pertinents (celui de Gerasa pour le *pulpitum*, d'Orange pour le *uelum*, de Lyon pour le rideau de scène) et accompagnés d'illustrations en regard. La question de l'acoustique du théâtre (p. 72 ; 141) est en revanche presque passée sous silence, et celle de l'ordonnance extérieure du théâtre est peu documentée. – Toutes les sources sont prises en considération (textes littéraires, cités souvent *in extenso* – avec bien entendu, une place à part accordée à Vitruve –, inscriptions, plaques de la *Forma Vrbis* et dessins *codices*)

et les publications récentes sont intégrées, mais il est dommage que les travaux importants de J.E. Packer entre 2006 et 2012 soient absents. S.M examine les antécédents (le théâtre de Teano) et la postérité du monument à travers le théâtre de Marcellus. Les mises au point sont claires et les hypothèses énoncées avec prudence : les dimensions du théâtre restent conjecturelles (elle propose 158 m de diamètre et une hauteur de 36, 13 m) et la forme exacte du temple est toujours débattue, mais les relevés architecturaux du XIX^{e} s. plaident pour une structure avec abside retenue par S.M. L'auteur propose de restituer des *tabernae* au sud du portique (p. 186) et des fontaines sous le portique qui seraient signalés sur les plaques de marbre de la *Forma Vrbis* par des petits carrés disposés à espace régulier (p. 184). Il est heureux de voir l'auteur confronter nombre de ses hypothèses avec les propositions d'Antonio Monterroso Checa (sur la présence d'un escalier extérieur pour accéder au temple, sur l'existence d'un local de collège abrité sous les arcades du portique, sur la disposition du *uelum*). La comparaison entre le portique de Pompée et le jardin du Champ de Mars à Paris me semble peu appropriée (on attend plutôt le parallèle habituel avec le jardin du Palais Royal à Paris) et quelques détails seraient à corriger : p. 71, rien ne laisse entendre que le rhinocéros exhibé en 55 lors de l'inauguration du théâtre ait été mis à mort ; p. 80, la traduction de *pythaulas centum* par « cent joueurs de cornemuse » dans *SHA*, Carin, 19, 2 est impropre et on remplacera par « cent aulètes solistes ». – L'apport principal de ce livre tient à l'utilisation de l'infographie et à la restitution virtuelle. L'auteur, qui a bénéficié de l'expérience acquise à Caen dans le cadre du groupe « Plan de Rome », a choisi de porter son attention sur trois aspects techniques qui concluent l'étude : le fonctionnement du *uelum*, la diffusion des *sparsiones* liquides et le mécanisme du rideau de scène dans un chapitre qui offre une contribution originale sur ces questions. Pour le rideau de scène, la mise au point est d'un intérêt discutable dans la mesure où aucun texte ne laisse entendre que le théâtre de Pompée en était pourvu alors que pour les *sparsiones* et les *uela*, on dispose de plusieurs témoignages (ceux de Lucrèce, Martial et Dion Cassius). Le résultat est à la hauteur des attentes : en visionnant le DVD, le lecteur peut se promener dans le théâtre de Pompée restitué en 3D et observer le mouvement de déploiement des toiles ou le système d'aspersion de l'eau safranée grâce à la pompe. S. Madeleine offre surtout une démonstration convaincante du système de déroulement du *uelum* qui permet de rectifier certaines propositions de R. Graef (*Vela erunt*, 1979) : on peut non seulement mesurer l'efficacité du système selon les heures de la journée pour protéger les spectateurs du soleil (cf. p. 262-263) et ses limites en fonction de la pluie et du vent, mais aussi comprendre la rapidité du déploiement et du repliement des toiles malgré la grande taille du théâtre ; une à deux minutes seulement étaient nécessaires à condition de mobiliser 56 hommes pour cette manœuvre. – La qualité et l'abondance de l'iconographie (photos, cartes, graphiques) toujours adossée à l'apparat scientifique et le soin de la publication rendent la lecture aisée et l'équilibre entre les références scientifiques et l'illustration est bien pensé. On espère que d'autres monographies sur des monuments de Rome tireront un profit équivalent des restitutions virtuelles. Christophe VENDRIES.

Luca MAURIZI, *Il cursus honorum senatorio da Augusto a Traiano. Sviluppi formali e stilistici nell'epigrafia latina e greca*, Helsinki, Societas Scientiarum Fennica, 2013 (Commentationes Humanarum Litterarum, 130), 25 × 18 cm, X-324 p., ISBN 978-951-653-394-3.

Pour le chercheur, avoir affaire à une inscription dans laquelle figure une carrière sénatoriale est une véritable aubaine parce que celle-ci va lui fournir de précieuses informations chronologiques, prosopographiques et institutionnelles. Cependant, jusqu'à présent,

le *cursus honorum* sénatorial a rarement été étudié comme « genre » épigraphique particulier. S'inscrivant dans le droit fil des recherches de I. Kajanto et de O. Salomies, L. Maurizi y a donc consacré sa thèse de doctorat dont il vient de publier les conclusions. Il a ainsi étudié de manière approfondie 422 inscriptions grecques et latines qui couvrent une période qui s'étend de la fin de la république au principat de Trajan et dont on trouvera le catalogue aux p. 213-288. L'A. commence par montrer que si le *cursus honorum* est déjà présent dans l'épigraphie républicaine, il n'apparaît le plus souvent que dans les inscriptions funéraires et de façon très sommaire. Ce n'est, en fait, qu'à partir d'Auguste qu'il devient un « genre » épigraphique à part entière qu'on rencontre désormais bien davantage dans les inscriptions honorifiques que dans les épitaphes. Cette rupture semble être la conséquence de l'évolution du rôle joué par l'aristocratie sénatoriale dans le nouveau régime. Celle-ci se trouve désormais privée d'un certain nombre de possibilités d'exhibition sociale traditionnelles (comme, par exemple, le droit d'organiser un triomphe) et cherche d'autres façons de manifester publiquement sa puissance, notamment en multipliant les inscriptions honorifiques structurées autour d'un long *cursus honorum* détaillé dont le modèle aurait été inspiré par la titulature impériale telle que l'avait instituée Auguste. Désormais, ce sont les monuments élevés en leur honneur et les inscriptions aux carrières impressionnantes qui les accompagnent qui assureront essentiellement la « visibilité sociale » des sénateurs. Ces derniers accordent donc un très grand soin à la rédaction de ce *cursus*. Il est probable qu'ils possédaient dans leurs archives une minute qu'ils complétaient au fur et à mesure de la progression de leur carrière pour pouvoir disposer en tout temps et en tout lieu des informations essentielles qu'ils voulaient voir figurer dans une éventuelle inscription. L'existence de cette minute permettrait de comprendre pourquoi l'on observe si souvent des ressemblances étroites entre les divers *cursus honorum* qu'on a conservés pour un même sénateur. Cependant, il n'en va pas toujours ainsi, et il arrive parfois que pour un même individu on dispose à la fois d'un *cursus* détaillé et d'un autre, fortement abrégé. Ceci s'explique sans doute par le changement de dédicants : dans le premier cas, le sénateur est lui-même l'auteur du texte, dans le second, une tierce personne qui, pour des raisons qui nous échappent, a jugé bon de réduire le *cursus*. L'A. insiste d'ailleurs à juste titre sur le fait que si un brillant *cursus honorum* confère une grande visibilité sociale à celui qui l'a parcouru, il l'assure également au dédicant, dont c'est parfois la seule façon de sortir de l'anonymat : ainsi, si le dédicant est un affranchi, ce qui est souvent le cas, le prestige de son patron rejaillira inévitablement sur lui. Mais l'intérêt majeur de cette étude réside essentiellement dans les considérations chronologiques de l'A. Il apparaît ainsi que le *cursus* ascendant (le plus répandu) est nettement plus ancien que le *cursus* inverse qui ne se généralise qu'à l'époque de Trajan et qui témoigne de la volonté de mettre désormais en évidence la fonction la plus récente mais qui est aussi forcément la plus prestigieuse. D'autre part, la présence d'un *cursus honorum* dans une inscription demeure principalement un phénomène italien sous les Julio-Claudiens et n'apparaît dans les provinces que vers l'époque de Trajan, ce qui pourrait s'expliquer notamment par l'augmentation du nombre de sénateurs provinciaux. L'accumulation de détails (comme la mention de la province où le personnage a été gouverneur) constitue également un indice chronologique : une inscription détaillée est généralement plus tardive que celle qui se limite à l'essentiel. Un *cursus* qui évoque un tribunat militaire mais sans mentionner la légion remonte sans doute à l'époque d'Auguste-Tibère. De même, ce n'est qu'à partir des Flaviens, qu'on prend l'habitude de citer le nom de la province où a été exercé un proconsulat ou une légation, qu'on fait suivre le titre de légat de légion du numéro et de l'épithète de la légion, qu'on omet *pro praetore* dans la mention d'une questure provinciale et qu'on voit apparaître des *cursus honorum* dans les inscriptions grecques. Une bibliographie fournie complète

l'ouvrage dont l'utilisation est facilitée par plusieurs *indices*. Je signalerai encore que de nombreuses inscriptions font l'objet d'analyses fouillées qui rendent la lecture de ce livre indispensable pour tous ceux qui se préoccupent de prosopographie et d'épigraphie sénatoriales. Paul SIMELON.

Ekaterina NECHAEVA, *Embassies – Negotiations – Gifts. Systems of East Roman Diplomacy in Late Antiquity*, Stuttgart, Fr. Steiner, 2014 (Geographica Historica, 30), 24 × 17 cm, 306 p., ISBN 978-3-515-10632-0.

This monograph studies some aspects of early Byzantine diplomacy from the middle of the 4th century to the end of the 6th, with special emphasis on the relations of the empire with its eastern and northern neighbors. In spite of this, the author often uses evidence for diplomatic contacts with partners in the west and the south, such as the Franks, the Moors, and the kingdom of Axum, as well as evidence from earlier and later periods. As is stated in the introduction, the scope is to study "the main working mechanisms of the diplomatic machine and the principles behind them" (p. 16). Closely related subjects such as foreign policy, international law, and treaties, are therefore not studied for their own sake. – Chapter I: *Mechanisms of Diplomacy* (p. 23-67) deals with subjects such as the involvement of the various state organs in diplomacy, the reception of embassies, secret diplomatic interchanges, as well as with the often violated principle of diplomatic inviolability. As "all the logic of Late Antique diplomacy was formally wholly concentrated on the figure of the emperor" (p. 51), no wonder that many of his subordinates were involved in various aspects of diplomacy, though only one of them, the *magister officiorum*, played in this field an active role on a permanent basis. As for generals, the author seems to have somewhat underestimated their weight when saying that "they could hardly form the line of foreign policy and diplomacy on the scale of the whole empire, and instead perhaps had regional importance" (p. 30). As a matter of fact, some generals played an important role in concluding treaties of considerable historical significance. This was, for instance, the case with Saturninus (*PLRE* I, *s.v.* Saturninus 10, p. 807), whose negotiations with the Goths on behalf of Theodosius I (379-395) resulted in the famous treaty of 382. Another example is that of Aspar, who seems to have concluded a treaty with an important group of Goths either in the 420s or in the 450s (see now A. Laniado, *Aspar and his* Phoideratoi*: John Malalas on a Special Relationship*, in U. Roberto / L. Mecella [eds.], *Governare e riformare l'impero al momento della sua divisione: Oriente, Occidente, Illirico*, Rome, 2015, http://books.openedition.org/efr/2805). – Despite the prime importance of the emperor, and although international affairs were associated first and foremost with rulers (p. 69-70), direct meetings and negotiations between early Byzantine emperors and foreign kings, or tribal chiefs, were extremely rare. This was due to both ideological and practical reasons, hence the prime importance of 'mediatory diplomacy' (between rulers and foreign envoys, or between envoys sent by rulers). This is the subject of Chapter II: *Diplomatic Negotiation* (p. 69-116), which establishes a 'hierarchy' of embassies according to their status and competences (from purely ceremonial to 'plenipotentiary'), and rightly insists on the importance of what is called in this book the 'Block system of embassies', i.e. the conducting of negotiations in several phases, and by sequences of embassies. As for the purpose of the various embassies, the author questions the validity of the detailed classification established by R. Helm (*Untersuchungen über den auswärtigen diplomatischen Verkehr des römischen Reiches im Zeitalter der Spätantike*, in E. Olshausen [ed.], *Antike Diplomatie*, Darmstadt, 1979, p. 330-333), and prefers a simple distinction between "Negotiations of a peaceful origin" and "Negotiations held in consequence of a military

conflict". – Chapter III: *Embassy structure and personnel* (p. 117-162) discusses the status and qualifications of the chief envoys, most of them senators, which contrast with the quite minor role played in diplomacy and foreign policy by the senate as a whole (p. 25). As expected, the sources focus on these envoys, yet occasionally they have something to say about figures of a lower status, as in the case of interpreters and messengers, or even about 'outsiders', persons who were not part and parcel of the embassies, such as foreign envoys travelling back home, barbarians fugitives whom the Romans had to hand over to their leaders, or private persons who, for various reasons, found it convenient to join a diplomatic expedition. On the other hand, the sources have very little to say about personal retinues which undoubtedly followed the chief envoys. According to the author (p. 137), some Greek historians refer to these retinues whenever they use the construction οἱ περί (or οἱ ἀμφί), followed by the name of an envoy – or envoys – in the accusative case. However, the value of this kind of evidence is questionable, since occurrences of this construction often stand for the very persons whose names are given in the accusative case (*LSJ*[9], *s.v.* περί, C.I.2, p. 1366; R. Last *et al.*, *A Dedication to Galerius from Scythopolis: A Revised Reading*, in *ZPE* 98, 1993, p. 235). The author then turns to the journeys themselves (already discussed in some detail, for part of the period covered in this book, by I. Ch. Dimitroukas, *Reisen und Verkehr im byzantinischen Reich vom Anfang des 6. Jhr. bis zur Mitte des 11. Jhr.*, Athens, 1997, vol. I, p. 223-243), and concludes this chapter with a few pages dealing with envoys' reports and their contribution to historiography and ethnography, as well as on espionage, the true purpose of more than one embassy. – Chapter IV: *Gifts in the diplomatic practice of Late Antiquity* (p. 163-205) discusses in detail a neglected, yet important, subject, whose symbolic significance and practical implications are not to be underestimated. Gifts, which are clearly distinguished here from payments of the so-called 'diplomatic subsidies' (on which see p. 51-53), were constantly used as tokens of mutual recognition, and in accordance with norms whose violation could be perceived of as an act of humiliation, and even result in a diplomatic crisis. The unevenly distributed evidence is presented according to the status of donors and recipients (rulers, envoys, high office-holders), as well as according to the various kingdoms and tribes, and in one case, a city, which received gifts from the Romans (see also Appendix 1, p. 243-248), or sent gifts to them (see also Appendix 2, p. 249-253). Chapter V: Insignia *in the Diplomatic Practice of Late Antiquity* (p. 207-235) deals with a special category of diplomatic gifts, namely *insignia*, sent by emperors to some foreign rulers (cf. Appendix 3, p. 252-253). These objects, whose origins go back to the *insignia* of Roman magistrates, were used by their recipients as symbols of power, yet at the same time they enabled emperors to assert their own superiority over some of their diplomatic partners. – By and large, this monograph offers a well-focused and well-searched contribution to the study of late Roman and early Byzantine diplomacy. However, it is not always accurate when it comes to matters of detail. According to the author (p. 25), "the senate was formed of retired civil servants", though the latter were by no means the only ones to be recruited to this heterogeneous body. The *magister officiorum* Hermogenes (529-533) is wrongly said to have been a general (p. 48; cf. *PLRE* III, *s.v.* Hermogenes 1, p. 591; *s.v.* Belisarius 1, p. 184). The island in which the Avar envoy Targitius was kept prisoner is called by the historian Theophylact Simocatta (I.8.9) *Chalcitis*, not *Chalcidis* (p. 64; cf. R. Janin, *Constantinople byzantine*, Paris, 1964, 2nd ed., p. 508; *The History of Theophylact Simocatta*, transl. M. and M. Whitby, Oxford, 1986, p. 30, n. 44). As *patricii* were extremely few in the 4th century (T.D. Barnes, Patricii *under Valentinian III*, in *Phoenix* 29, 1975, p. 169-170; *PLRE* III, p. 1462), there is no reason to accept at face value the evidence of John Malalas (XIII.27), a late author according to whom Arinthaeus, the Emperor Jovian's envoy

to the Persians, was a patrician (p. 76; cf. *PLRE* I, *s.v.* Arinthaeus, p. 103). Following the unreliable chronology of the *Chronicle* of Theophanes (A.M. 6064, ed. De Boor, vol. I, p. 244-245), the author dates to the reign of Justin II (565-578) an embassy sent by Justinian to the kingdom of Axum in the early 530s (p. 84; for this embassy and its date, see J. Beaucamp, *Le rôle de Byzance en mer Rouge sous le règne de Justin: Mythe ou réalité?*, in *Juifs et chrétiens en Arabie aux V^e^ et VI^e^ siècles: Regards croisés sur les sources*, Paris, 2010, p. 197-218). The Persian king who, according to Theophylact Simocatta (III.17.1), refused to announce his accession to Tiberius II, was Hormisdas IV (579-590), not his father Chosroes I (531-579), as is stated here (p. 103). Vigilas, no doubt a Latin personal name having the same etymology as that of Vigilius, is considered here a Germanic one (p. 134); at any rate, it is not in H. Hermann's *Lexikon der altgermanischen Namen* (Vienna, 1987). The *Book of Revelation* is referred to as belonging to the *Old Testament* (p. 223, n. 122). – This review will conclude with some remarks on some diplomatic gifts. In 449, the gifts offered to the Huns Edeco and Orestes by the Roman envoy Maximinus included 'Indian stones' (*lithoi Indikoi*), which were precious stones according to some scholars, and pearls according to others. Arguing that pearls were not popular among the Huns, the author opts for the first possibility (p. 185). A stronger argument is the fact that our source for this embassy, the historian Priscus of Panium (frg. 8.8, ed. Carolla, p. 17), does not use here a word for 'pearl', such as *margarites* or *margaron*. As for the popularity of pearls among the Huns, it may be significant that they are the first item in a list of gifts offered by Justinian to Boa, queen of the Sabirian Huns, according to the Slavonic translation of John Malalas' *Chronicle*. Curiously enough, the words μαργαρίτων καὶ, added to the Greek text by its last editor (John Malalas, *Chronicle*, XVIII.13, ed. Thurn, p. 360), were overlooked here (p. 186 and 245), though they are quoted in a footnote (p. 186, n. 42). In 496, the Emperor Anastasius received an elephant and two giraffes. According to the secondary bibliography used by the author (p. 199-201), these animals were sent either from Axum or from Himyar, yet more recent publications strongly suggest that the former alternative is to be preferred (P.-L. Gatier, *Les girafes de Gaza*, in C. Saliou [ed.], *Gaza dans l'Antiquité tardive: archéologie, rhétorique et histoire*, Salerno, 2005, p. 78, with further bibliography; for this episode, see now A. Del Rio Alda, *One Elephant and Two Giraffes on the Incense Route*, in A. De Francisco Heredero *et al.* [eds.], *New Perspectives on Late Antiquity in the Eastern Roman Empire*, Cambridge, 2014, p. 191-200). – Despite these remarks, *Embassies – Negotiations – Gifts* is a valuable contribution to the study of late Roman and early Byzantine diplomacy, and will no doubt prove indispensable for further research.

Avshalom LANIADO.

Giulio PAOLUCCI / Susanna SARTI (a cura di), *Musica e archeologia: reperti, immagini e suoni dal mondo antico*, Roma, Quasar, 2012, 30 × 21 cm, 75 p., fig., 20€, ISBN 978-88-7140-468-4.

Ce catalogue a été édité à la suite d'une exposition qui s'est tenue en Toscane et s'inscrit dans un plus vaste projet du Musée National Etrusque de Chiusi qui célèbre son 110^e^ anniversaire. Le thème de cette 1^ère^ exposition est la musique étrusque, et plus précisément les objets de cette musique fabriqués artisanalement. En effet, si les témoins choisis sont d'origines géographiques et d'époques différentes, ils ont en commun d'être des objets de la vie quotidienne, très présents dans la région de Chiusi. – Après une introduction qui répète l'importance bien établie de la musique dans l'Antiquité et la connaissance de cette musique par les sources littéraires et archéologiques, les auteurs nous font prendre conscience que la musique étrusque, contrairement à la musique

grecque, n'est que trop peu connue. Si quelques textes grecs et romains abordent le sujet, c'est surtout l'archéologie et l'iconographie qui nous laissent des traces de cette musique. Dès lors, les auteurs nous prouvent que les témoignages littéraires sont confirmés par les images et les objets, repris en détail dans le catalogue. Le choix des auteurs de cataloguer des objets de la vie quotidienne est d'autant plus judicieux qu'il leur permet d'insister sur la présence constante de la musique dans tous les aspects de la vie quotidienne. Dans cette petite exposition, 36 objets ou témoins iconographiques issus de plusieurs musées étrusques, ont pu être représentés et photographiés pour le catalogue. Pour chacun de ceux-ci, les auteurs commencent par donner la référence muséale et le numéro d'inventaire, la provenance historique, l'époque, les matériaux, les mesures et enfin une éventuelle référence bibliographique. Ensuite, un apparat critique, dans certains cas plus amplement développé (notamment pour les instruments moins connus) vient décrire l'objet ou l'image, en précisant s'il existe à la fois des sources littéraires, archéologiques et iconographiques, et dans le but de les recouper. Les auteurs y exposent également les différentes interprétations historiographiques autour de l'objet et précisent ses différentes utilisations à l'époque étrusque ainsi que les contextes d'utilisation. – Le catalogue est divisé en trois parties : les instruments eux-mêmes, ou ce qu'il en reste, les représentations iconographiques et les « sons ». Parmi les instruments, ce sont principalement les vents (flûtes et cornes) et percussions qui ont été retrouvés, avec une seule harpe. – Quant aux représentations iconographiques de la musique étrusque, comme pour toute la musique antique, elles sont surtout présentes sur les vases, urnes funéraires, sarcophages et sculptures. Dans la 3e partie, les auteurs n'ont pas oublié – ce qui est malheureusement souvent le cas dans les études de la musique antique – de mentionner la reconstitution des instruments et ils abordent la problématique de la connaissance des sons. Si les objets sont judicieusement choisis, on déplore la présentation générale des images et du texte – Enfin, la bibliographie reprend les différents thèmes autour du sujet : l'archéologie et les instruments de musique, l'iconologie et l'iconographie, la musicologie surtout de l'Antiquité et enfin la civilisation et l'histoire étrusque et antique. – Bien que le catalogue soit quantitativement restreint, les auteurs parviennent à élargir au maximum les connaissances et à donner un vaste panorama de la musique étrusque et de ses influences sur la musique grecque et romaine, par un judicieux choix d'objets façonnés issus de différentes régions méditerranéennes, du 6e siècle a.C. au 4e siècle p.C. Ce qui est d'autant plus remarquable pour un catalogue reprenant uniquement les témoignages issus de quelques musées.

Félicie LÉCRIVAIN.

Natale RAMPAZZO, *Iustitia e Bellum. Prospettive storiografiche sulla guerra nella Repubblica Romana*, Jovene, 2012 (St. Politica cost. e mil. Mondo Antico), 152p., 14 €, ISBN 978-8-82-432150-1.

Può una guerra in sé essere giusta? La domanda – se posta in un ambiente altamente ideologizzato e dipendente da una visione pacifista – potrebbe sembrare oltre che banale anche inutilmente polemica. Nell'ambito di una discussione giuridica il problema è al contrario tutt'altro che scontato. – Natale Rampazzo (R.), che riesce nella titanica impresa di comunicare in maniera godibile concetti particolarmente ostici, analizza innanzitutto i termini *ius, iustus, iustitium, iustitia* (p. 1-12): mentre per il termine *ius* i linguisti stessi forniscono a fatica un chiarimento sulle sue origini si potrebbe affermare che tale *ius* abbia fondamentalmente una "valenza giuridico-religiosa" (p. 5) e dunque che "[lo] *Ius* coincide allora con il rito o meglio con l'applicazione di modalità dichiarative o oblative cristallizzate negli usi (…)" (p. 6). R. prosegue affermando che "è *iustum* ciò che contiene l'invocazione o la richiesta in termini formali e appare pertanto

destinato alla produzione di effetti (…) l'*iniustum* (…) induce percorsi alternativi (…) (p. 6). *Iustitia* avvicinata al termine "jusdik" (cfr. gr.) è mutata in "iusdicia" da cui "iusticia" affine allo *ius dicere* (p. 6-7). Se quindi la *iustitia* presuppone la fissazione di un diritto individuale, l'osservanza dello *iustitium* presuppone l'affermazione di un diritto collettivo (p.11). – Chiarito il lato semantico R. si chiede quando un *bellum* possa essere *iustum* (*Iustitium indicere, bellum (in)dicere, iustae causae*: l'avvio, p. 13-43). In sostanza l'aggettivo *iustum* attribuito al *bellum* può avere una valenza formale giuridica oppure sostanziale etica (cfr. p. 14). "Si prefigura dunque una scansione formale e concettuale di questo tipo: *ius* = rito; *iustum* = applicazione del rito; *iustitia* = conformità a criteri etici dell'evento bellico, stabilita a posteriori" (p. 15). Dopo una breve ed utile storia degli studi R. cita a ragione Cic., *De rep.* 3, 23, 35: *Illa iniusta bella sunt, quae sunt sine causa suscepta*. Per ragioni di spazio risparmiamo al lettore una seria di dettagli qui non funzionali: Fondamentalmente la legittimazione di un conflitto e l'identificazione di un nemico altrettanto legittimo costituiscono i requisiti per un agire legale. I presupposti legittimanti sono quindi giuridici (*iura communia* e *iura belli*), sociologici (da mettere in relazione col comportamento del nemico). Sulla base delle fonti si possono individuare quattro categorie di *bellum*: "Sul versante della "Gerechtigkeit", ingiusto/non giusto, privo o munito di *iusta causa* e, su quello della "Rechtswidrigkeit", giusto/non giusto, assistito o meno dall'adempimento delle formalità dichiarative (…)" (p. 41). – Il capitolo *Iustitia* e *Pax*: le pause di riflessione (p. 45-54) si apre con una citazione ciceroniana che sicuramente nel mondo moderno porterebbe non pochi problemi: *inter pacem et bellum nihil medium est* (Cic., *Phil.* 8, 4). Fondamentalmente con un trattato di pace "si cercano di chiarire quelle regole di condotta che, se infrante, costituiranno idonei motivi di dichiarazione di guerra (…)". (p. 51). La guerra quindi non è tesa a creare una situazione diversa, ma ripristinarne una preesistente (ibid.). – *Propter loci inopiam* sia fatto solo un breve accenno formale al capitolo *Iustitia* e *bellum*: La persuasione (p. 55-59). – Sicuramente più interessante risulta la penultima parte del libro (La procedura dichiarativa e i suoi elementi: la forma, p. 61-93). La letteratura specialistica ha provato a fissare sulla base delle fonti un protocollo formale di dichiarazione bellica. Giustamente R. mette in guardia dall'arbitrarietà di un simile approccio (p. 67). I "protocolli" individuati dagli studiosi sono in sostanza tre: I) A) Sulla scorta di Livio (2, 32, 6-14) si distingue la *rerum repetitio*: con la quale il capo della delegazione feziale chiede la riparazione dell'illecito; B) la *testatio* o *denuntiatio*, dopo ca. 30 giorni, se le richieste avanzate dovessero essere ignorate; C) il *uotum* del senato; D) l'*indictio belli*. – II) Un secondo gruppo di studiosi riconosce tre momenti: A) *rerum repetitio*; B) *testatio deorum*; C) *indictio belli*. – III) infine alcuni riconoscono solo due passaggi: A) *clarigatio*; B) *indictio belli*. (cfr. p. 67-68). – Correttamente R. spiega che un *bellum* è *iustum*, quando "è conforme alle prescrizioni formali vigenti, ma anche in quanto consente alla comunità avversa di intervenire attivamente nell'accertamento di una situazione controversa per dimostrare di non essere autrice dell'offesa lamentata (…)" (p. 73). Successivamente R. si dedica all'analisi del *res repetere* che chiaramente svolge un ruolo procedurale chiave nella gestione della situazione. Sulla base di Livio l'autore propone i seguenti elementi del rito rituale dichiarativo: A) la *consultatio patrum*; B) il *iussum populi*; C) la *rerum repetitio;* D) l'*indictio belli*. Arrivando ad aggiungere che "l'ambasceria laica preventiva non rientra nelle esigenze del rito ma può essere suggerita di volta in volta in base all'opportunità" (p. 88). – L'opera si chiude con: La scia ideologica del *bellum iustum* (p. 95-100). R. propone qui un'agile carrellata delle posizioni giuridico-filosofiche "nella tradizione moderna relativa alla guerra e alla pace" (p. 95). Vi sono situazioni – purtroppo per noi estremamente attuali – nelle quali la pace a tutti i costi "può divenire un disvalore se rapportato ad interessi come la giustizia o la libertà"

(ibid.). Aristotele che fissò le condizioni di legittimità di una guerra difensiva conferma una visione relativistica di valori (cfr. p. 95). Affascinanti e al contempo miracolosamente dense sono le poche ma efficaci righe destinate al passaggio dalla cultura Romana a quella Cristiana: Se Tertulliano (*De corona* 11) rifiutava la guerra accettando quindi autolesionisticamente la possibilità del martirio, tale visione viene successivamente "annacquata" da una santificazione della guerra, che diventa quindi giusta, a patto che fossero presenti certi requisiti (Aug., *Ep*. 229, 2). Le successive differenze tra canonisti che si richiamavano allo *ius naturale diuinum* per la giustezza di un conflitto ed i civilisti, che si richiamavano allo *ius gentium* si riduce in Graziano che ripete (2, 32, 2) la centralità della *recta intentio* dando così ragione a Sant'Agostino (cfr. p. 96-97). Dopo due guerre mondiali la guerra ha perso oggi "il carattere di liceità naturale e di meccanismo giuridico indefettibile all'interno dei rapporti internazionali (…)" (p. 100). – R. fornisce senza dubbio un libro molto ben scritto non ideologico e attento ad una ricostruzione di fatti e procedure che costituiscono un arricchimento culturale non solo degli addetti ai lavori ma che potrebbe illuminare alcuni soloni pacifisti sulla realtà dei fatti del mondo che li circonda liberandoli al contempo da una seria di luoghi comuni ideologici e ormai obsoleti! Luca GUIDO.

John RAMSEY, *Sallust: Fragments of the* Histories*,* Letters to Caesar*. Edited and Translated by J.T. R.*, vol. II, Cambridge Mass. / Londres, Harvard University Press, 2015 (Loeb Classical Library, 522), $26, £16.95, 21€, ISBN 978-0-674-99686-1.

Cet ouvrage contient d'abord une édition des fragments des *Histoires* de Salluste et ensuite des deux *Lettres à César*, dont l'authenticité est contestée par l'éditeur et par la majorité de la critique sallustéenne. Il s'agit du deuxième volume de la *Loeb Classical Library* consacré à Salluste, qui vient en complément à un premier volume contenant les deux monographies de l'historien (*Catilina*, *Jugurtha*), récemment (2013) revu et corrigé par le même éditeur. – La première et plus longue partie de ce volume (p. 1-471) est dédiée aux *Histoires* de Salluste. Une édition complète des *Histoires* constitue une initiative louable, puisque la recherche sur cette dernière œuvre sallustéenne se fonde depuis 1891-1893 sur l'édition excellente, mais depuis longtemps dépassée de B. Maurenbrecher, dans laquelle le lecteur peut trouver le texte des fragments établi avec un apparat critique, ainsi qu'un commentaire sur chaque fragment et des introductions sur chaque chapitre de l'œuvre. Tout est écrit en latin. Aucun autre éditeur n'a proposé, depuis la publication de Maurenbrecher, une nouvelle édition complète des *Histoires*. De façon générale, les éditeurs de Salluste ont tendance à éditer seulement les quatre discours et les deux lettres transmis par le *Vaticanus latinus* 3864, en complément à leurs éditions des monographies de Salluste avec traduction et notes critiques (voir les éditions de J.C. Rolfe dans la collection Loeb en 1921 avec traduction anglaise ; de R. Jacobs / H. Wirz / A. Kurfess en 1922 sans traduction, et de A. Ernout dans la CUF en 1941 avec traduction française). Quelques éditeurs ont aussi ajouté quelques fragments (voir A. Kurfess en 1954 dans la BTL qui ajoute les fragments conservés par des manuscrits et des papyrus ; L.D. Reynolds en 1991 dans l'OCT, qui inclut quelques fragments dont il remanie l'ordre, tout en maintenant la numérotation de Maurenbrecher ; A.J. Woodman en 2007 et W.W. Batstone en 2010 font aussi la traduction en anglais des fragments choisis). En 1963, P. Frassinetti et L. di Salvo publient et traduisent tous les fragments en italien avec quelques notes courtes, mais sans modifier le texte et l'ordre des fragments reconstitués par Maurenbrecher. – La première tentative de proposer une édition complète différente de celle de Maurenbrecher a été entreprise par P. McGushin dans deux volumes qui datent de 1992 et 1994 et qui présentent les innovations suivantes : les

fragments sont reclassés, en modifiant souvent les reconstitutions de Maurenbrecher ; quelques nouveaux fragments sont ajoutés ; tous les fragments sont traduits en anglais et reçoivent un commentaire élaboré. Toutefois, le choix de McGushin de ne pas éditer le texte latin rend cette édition incomplète. Il n'en va pas de même pour l'édition italienne de R. Funari en 1996, qui contient le texte latin et un commentaire développé de chaque fragment en italien, en ajoutant aussi trois nouveaux fragments. Or, ce n'est pas non plus une édition complète : Funari n'établit pas le texte latin de Salluste, mais se contente de citer les diverses sources qui le rapportent avec un apparat critique ; il inclut seulement les fragments transmis par la tradition indirecte et exclut ceux qui ont été conservés sur des manuscrits et des papyrus ; il suit enfin le classement et la numérotation des fragments de Maurenbrecher. – L'édition de J. Ramsey vient donc combler une lacune importante, puisqu'elle représente la première édition complète des *Histoires* après Maurenbrecher, contenant à la fois tous les fragments de l'œuvre, une nouvelle reconstitution et classement des fragments, un nouvel établissement du texte latin avec apparat critique, ainsi qu'une traduction et un commentaire en langue moderne (en l'occurrence l'anglais). Le critique américain se fonde évidemment sur les éditions antérieures, notamment celles de Maurenbrecher, de McGushin et de Funari – La préface de l'édition (p. IX-XIV) vise à présenter brièvement les éditions antérieures. L'introduction générale (p. XV-XXV) sert à clarifier des questions d'ordre uniquement méthodologique, puisque le lecteur peut trouver une introduction générale sur les *Histoires* dans l'introduction du premier volume Loeb consacré aux monographies de Salluste. Ramsey explique entre autres les principes qui l'ont guidé dans son classement des fragments, les divers modes de transmission du texte et le format de présentation des fragments. L'éditeur avance des arguments convaincants qui montrent que Salluste a organisé sa narration selon le système annalistique, en faisant alterner à l'intérieur de chaque année les affaires domestiques et politiques avec les affaires extérieures et les guerres. En effet, Ramsey appuie cette reconstruction sur le contenu des trois *bifolia* appartenant autrefois à un codex du V^e^ siècle (*Codex Floriacensis*) qui contenait sans doute le texte complet des *Histoires* et conservés sur des manuscrits plus récents (le *Codex Aureliansis 192* et *Berolinensis lat. 4° 364*). La disposition du texte conservé sur ces *bifolia* nous donne des informations très utiles sur l'organisation annalistique de la narration dans le livre II et au début du livre III (76-74 av. J.-C.). Ensuite, Ramsey se réfère aux sources indirectes des *Histoires* et donne quelques exemples pour montrer comment les auteurs qui citent les fragments peuvent aider l'éditeur à déterminer leur place. – Les fragments sont répartis en sept parties : cinq parties pour les cinq livres des *Histoires*, ce qui correspond à la répartition traditionnelle du récit des *Histoires*, une partie pour les *fragmenta incertae sedis* et une dernière pour les *fragmenta dubia et spuria*, dans lequel Ramsey a classé plus de fragments que les éditeurs précédents (voir p. XXII). Ramsey s'efforce de reconstituer la structure de chaque livre, en le divisant en plusieurs chapitres qui correspondent à une unité précise dans le récit. Certains chapitres sont eux-mêmes divisés en sections. Le classement des fragments dans les divers chapitres et sections est clairement expliqué au lecteur par des titres à l'intérieur du texte, mais aussi par des tables de matières au début de chaque livre. A la fin de chaque livre un chapitre est consacré aux fragments de contexte incertain, mais qui doivent être classés dans le livre correspondant. Même si une introduction courte pour expliquer la structure de chaque livre aurait facilité encore plus le lecteur, ce dernier arrive à comprendre parfaitement la logique qui préside à l'organisation des fragments et la suite des idées telle qu'elle est reconstituée par Ramsey. Par ailleurs, le classement des fragments est conforme aux conclusions de l'éditeur dans son introduction générale, où il avait expliqué clairement pourquoi il considère que Salluste a suivi le système annalistique, en faisant alterner les affaires extérieures et

intérieures dans la narration de chaque année. – En ce qui concerne la préface (fr. 1-16), la partie la plus commentée des *Histoires*, Ramsey adhère dans les grandes lignes à la reconstitution proposée par McGushin, fondée elle-même sur les conclusions de F. Klingner (*Hermes* 63, 1928, p. 169 sq.) et A. La Penna (*SIFC* 35, 1963, p. 8 sq, 21). Contrairement à Maurenbrecher, qui suggère que Salluste a fait dans sa préface une digression sur l'expansion du pouvoir romain (fr. 1.8-11 Maurenbrecher = 1.2, inc. 45, 1.7, 9-10 Ramsey), une telle digression n'apparaît pas dans l'édition de Ramsey, qui semble considérer que le début de la préface a été entièrement consacré aux déclarations programmatiques de l'auteur (fr. 1-7 Ramsey), conformément aux conclusions de McGushin. L'ordre de ces premiers fragments est exactement celui proposé par McGushin, avec la différence que l'ordre des frgs. 6 & 7 est inversé. Dans l'ensemble de l'édition, l'ordre des fragments est remanié, mais tient compte des conclusions de Maurenbrecher et de McGushin. – Le mode de présentation des fragments adopté par Ramsey est pratique, économique et facile à comprendre. Comme dans toutes les éditions Loeb, le texte latin avec toutes les informations qui le concernent sont donnés sur la page de gauche. Chaque fragment se présente divisé en quatre parties de la façon suivante : tout en haut, le numéro du fragment en gras et sur la même ligne la place du fragment dans les éditions de Maurenbrecher, McGushin et dans les éditions plus anciennes de R. Dietsch et F. Kritz. Ensuite, sur la ligne d'en bas, s'affiche le texte latin, tel qu'il est établi par Ramsey. De façon générale, le contexte du fragment n'est pas cité, si bien que nous avons souvent des fragments d'un ou deux mots. Le style de présentation du texte change seulement lorsque nous n'avons pas à faire à une citation de Salluste, mais à un *testimonium* sur le contenu de son œuvre. Dans ce cas, les mots qui pourraient éventuellement apparaître sous une forme ou une autre chez Salluste sont mis en gras, alors que le contexte est imprimé en italiques (ex. fr. 1.15 R : *Eo quippe tempore disputatur quo iam unus Gracchorum occisus fuit, a quo scribit* **seditiones graues coepisse** *Sallustius*). Par ailleurs, aucune distinction n'est faite entre les *fragmenta* et les *testimonia*. La troisième partie du fragment est destinée à désigner la ou les source(s) du fragment et à donner des informations sur le contexte de la citation, s'il s'agit d'un fragment transmis indirectement ou sur les conditions matérielles exactes de la transmission, si le fragment est tiré d'un manuscrit ou d'un papyrus. Dans cette même partie, Ramsey inclut parfois entre { } des sources secondaires qui transmettent uniquement une portion du fragment, une paraphrase ou un résumé de la citation. La quatrième et dernière partie de la présentation est consacrée à l'apparat critique dans lequel nous retrouvons aussi les variantes entre les diverses sources, les *coniecturae* de Ramsey et d'éditeurs antérieurs et rarement des précisions sur la tradition manuscrite des sources. Ramsey opte en règle général pour un apparat critique négatif et beaucoup moins souvent pour un apparat critique positif, lorsqu'il souhaite fournir plus d'éléments au soutien de la lecture adoptée. – La page de droite est réservée à l'interprétation des fragments, qui sont aussi divisés en quatre parties. La première ligne de numérotation reste identique avec la ligne correspondante à la page de gauche. – Au-dessous de cette ligne, Ramsey essaie de reconstituer le contexte du fragment dans le texte perdu des *Histoires* et parfois sa place dans la continuité des idées. L'éditeur est d'ordinaire très prudent dans les reconstitutions qu'il propose, en évitant de se prononcer sur le contexte des fragments lacunaires et très courts ; il ne suggère que très rarement des solutions originales et radicales (ex. fr. 1.7 Ramsey = 1.10 Maurenbrecher). La traduction anglaise dans la troisième partie du fragment est très fidèle au texte latin. La dernière partie du fragment est consacrée au commentaire, qui concerne de façon générale des termes ou des informations précis contenus dans le fragment. Les commentaires sont courts et visent le plus souvent à donner des informations historiques ou des explications linguistiques ou de renvoyer à des textes parallèles. – Le

lecteur peut donc trouver toutes les informations données sur chaque fragment sur le même feuillet. Cependant, ce mode de présentation « harmonique » et pratique présente deux inconvénients minimes, qui ne diminuent pas pour autant les mérites scientifiques de cette édition. Premièrement, le commentaire doit être forcément très bref, comme c'est d'ailleurs la pratique dans les éditions Loeb et les informations données sur le contexte de la transmission du texte sont aussi très succinctes ; deuxièmement, ce format de présentation, qui peut être respecté sans problème, quand nous avons à faire à un court fragment, est forcément bouleversé pour les fragments plus longs, comme les lettres et les discours du *Vat. lat.* 3864. Faute d'espace, le commentaire se retrouve souvent dans ce cas sur la page de gauche et l'apparat critique sur la page de droite. – Les annexes jointes à la fin de l'édition facilitent encore la consultation de l'édition (p. 529-611). Après une liste des divergences du texte établie par Ramsey par rapport à l'édition de Maurenbrecher, deux concordances sont ajoutées : d'abord, la concordance des fragments de Ramsey dans la colonne de gauche avec les éditions de Maurenbrecher et de McGushin ; ensuite, la concordance des fragments de Maurenbrecher dans la colonne de gauche avec l'édition de Ramsey. Une troisième concordance de McGushin avec Ramsey serait peut-être également utile. Nous constatons que Ramsey élimine très peu de fragments contenus dans l'édition de Maurenbrecher, soit complètement, soit en les classant dans les *fragmenta dubia et spuria*. Il inclut aussi tous les nouveaux *dubia* découverts par McGushin (fr. inc. 75-105 = dub. 25-55 Ramsey). Le seul fragment qui n'apparaît ni dans l'édition de Maurenbrecher, ni dans celle de McGushin est le fr. dub. 1 Ramsey, que nous retrouvons dans l'édition de Funari (fr. nuovo 2). Ramsey ne semble pas ajouter de nouveaux fragments. Un *index fontium* et un *index nominum*, qui s'appliquent également aux *Lettres à César*, sont aussi établis en annexe. – La seconde partie du volume contient l'édition des *Lettres à César* (p. 473-527). Dans une introduction courte (p. 475-476), Ramsey résume brièvement le contenu des œuvres et rappelle son opinion déjà exprimée dans le premier volume de Loeb sur Salluste (p. XXIX-XXXI), selon laquelle ces lettres ne sont pas authentiques. En ce qui concerne l'édition du texte, le texte latin apparaît sur la page de gauche et la traduction sur la page de droite. L'apparat critique est très sélectif ; le commentaire en notes de bas de page est généralement réduit à des explications historiques ou linguistiques et au renvoi à des sources parallèles. Il est sans doute regrettable que l'édition de Ramsey n'ait pas été complétée par une nouvelle édition Loeb des deux autres textes, plus probablement non-authentiques, de l'*Appendix Sallustiana*, à savoir l'*Inuectiua in Ciceronem* et l'*Inuectiua in Sallustium [Ciceronis]*. – En conclusion, nous sommes persuadé que cet ouvrage sera particulièrement utile aux critiques de Salluste. La nouvelle édition de Ramsey, ainsi que l'édition du premier livre des *Histoires*, sous la direction de A. La Penna / R. Funari sortie en 2015, offriront enfin aux lecteurs de la dernière œuvre sallustéenne une nouvelle base solide pour étudier les *Histoires*. Georgios VASSSILIADES.

Peter RIEDLBERGER, *Encheiridion and Spurious Works. Domninus of Larissa*, Introduction, Critical Text, English Translation, and Commentary by P. R., Pise / Rome, Fabrizio Serra, 2013, 281 p., ISBN 978-88-6227-567-5.

Domninus, de Larissa en Syrie (env. 410-485, p. 91), fréquenta l'École d'Athènes, où l'on enseignait le néoplatonisme. Il était condisciple de Probus, dont Marinus écrivit la vie, exemple d'homme saint et réponse païenne à l'hagiographie chrétienne. D'autres figures de cette École sont évoquées, comme Plutarque d'Athènes et Syrianus. Philosophie et mathématiques étaient liées ; selon Nicomaque de Gérasa (*Introduction à l'arithmétique*, II^e^ siècle PCN) et dans la ligne des Pythagoriciens, ces dernières comprenaient

arithmétique, musique, géométrie et astronomie (le futur Quadriuium). Proclus, quant à lui, avait rédigé un commentaire du livre I des *Éléments* d'Euclide. Notre connaissance de Domninus est lacunaire. Il passait pour être plus versé en mathématiques qu'en philosophie ; toutefois, son *Encheiridion à l'Introduction de l'arithmétique*, une sorte de résumé de l'ouvrage de Nicomaque, montre sa compétence dans les définitions, rien de plus. D'autres compétences échappent sans doute à l'Histoire. La notice de la *Souda*, basée sur Damascius, est une de nos seules sources, ici reproduite, traduite et annotée (y compris sur le plan de son établissement, p. 43, n. 117). À part l'*Encheiridion*, le doute plane sur l'attribution des œuvres, tant perdues (comme un commentaire du *Timée* et *Réfutation des sophistes*, mentionnée dans quatre catalogues de l'Escurial antérieurs à l'incendie de 1671) que parvenues à nous (et éditées ici) : d'un Pseudo-Domninus seraient deux ouvrages, *Comment retrancher un rapport d'un rapport* (i.e. comment diviser une fraction par une autre fraction) et *Scholies à Nicomaque* (les Recensions I-IV se révèlent aujourd'hui contaminées et l'on devrait exploiter d'autres scholies, byzantines mais pouvant s'inspirer de gloses antiques). Après un bref rappel de l'apport des quelques éditions antérieures, l'A. présente les liens entre les mss, de même que les principes de son édition, vraisemblablement basée sur une lecture autoptique. Ses interventions sont nombreuses du fait de l'ajout de l'article ὁ pour les noms de nombre, car il s'agit d'arithmétique (branche de la philosophie, s'attachant à l'intelligible) et non de calcul (le perceptible, λογιστικῆς, p. 142, 144, 155-156). Quelques autres mots sont restitués à cause de la syntaxe, du sens de la phrase ou du texte de Nicomaque (p. 112, l. 3 ; 114, l. 29-30 ; 128, l. 2 et 19). La traduction colle au texte grec, quitte à paraître parfois littérale. Le commentaire s'attache aux problèmes philologiques et aussi à des questions spécifiques ; ainsi, l'arithmétique grecque ne dit pas « un » (ἕν), mais « monade » (μονάς) ; l'A. traduit par « monad » (p. 137 sq.). La bibliographie détaillée et des index (e.a. des mots grecs) clôturent un ouvrage qui complète avec critique le portrait intellectuel de Domninus de Larissa. Bernard STENUIT.

Aldo SCHIAVONE, *The Invention of Law in the West*, Cambridge Mass. / London, Harvard University Press, 2012, 25 × 17 cm, X-624 p., 26,95 £ / 45 €, ISBN 978-0-674-047334.

Sia detto subito che l'opera qui discussa è la traduzione di un libro apparso da tempo (orig. Aldo Schiavone, *Ius: L'Invenzione del Diritto in Occidente*, Torino, 2005, ISBN 978880616893). Il titolo inizialmente potrebbe essere considerato azzardato: *The Invention of Law in the West*. Ma le cose stanno davvero così? Un autore di questo calibro può davvero essere stato tanto ingenuo? Il termine latino *inuentio,* (*-onis* f.) potrebbe – oltre che letteralmente – essere reso anche con "scoperta" oppure "capacità di reperimento". In effetti analizzando il testo ci si rende conto di essere davanti ad un tentativo di analizzare l'evoluzione del concetto di legge dal periodo arcaico sino a quello imperiale giungendo addirittura all'età moderna. Intrigante – a dir poco – è la rotta battuta da Schiavone (S.): "In order to start moving in the right direction, we must (…) reverse the point of view, to play the compositional sequence of the *Digesta* backwards, forgetting the code and dismantling the mosaic (…) then reconstructing the antology (…) gathering the pieces author by author and work by work" (25). Ma concretamente cosa vorrebbe comunicarci S.? Il passaggio epocale tra l'egemonia etrusca e la nascita della politica Romana è reso evidente dal venire meno della dimensione parentale rimpiazzata da quella di cittadinanza (70). Inoltre: "The new context accentuated the division between (…) *res diuinae* and *res humanae* (…). Benchè lo *ius* continuò ad essere caratterizzato da tratti magico-religiosi, iniziò ad essere percepito come un atto di "civil knowledge (…)

which organized itself in keeping with distinctive and special criteria" (72). In sostanza l'intero sistema entrò in crisi quando il sapere dei *pontifices* si scontrò con la necessità di leggi scritte. Il processo subì un'ulteriore accelerazione nel momento in cui – con l'elezione di magistrati (i pretori) – si arrivò alla separazione di *ius* e *fas*. Detto in altri termini i Romani passarono da una saggezza religiosa ad una scienza legale. Se ciò vale per la Repubblica cosa accadde durante l'età imperiale? Come giustificare dunque l'ossimoro di un potere imperatorio di fatto assoluto da un lato (cfr. Ulpian, *Inst.* in D. 1.4 ipr-i: *Quod principi placuit, legis habet uigorem*) e l'esistenza di leggi scritte che assicuravano i diritti di tutti i *ciues* dall'altro? In particulare S. individua due strade: "the reaffirmation of law as a separate kind of rationality with respect to political and economic power, and the representation of the Roman legal experience in terms of the doctrine of natural law" (288-289). La soluzione al problema arriva dal giurista Labeo e dalla sua scoperta della *ultro citroque obligatio*. Questa diede la possibilità di concepire il diritto in maniera "morbida" per così dire in modo tale da potersi servire di leggi costruite secondo schemi rigidi e tradizionali ma allo stesso tempo assicurando all'Imperatore una certa discrezionalità. – L'autore, che si poneva tra i suoi obiettivi, poter scrivere un libro alla portata di non addetti ai lavori, ha (a mio giudizio) raggiunto solo in parte il traguardo. Il libro sicuramente ben scritto ed ottimamente tradotto analizza mirabilmente concetti spesso astrusi e di non facile lettura. Tuttavia la lunghezza (624 p.) e l'oggettiva difficoltà di alcuni argomenti non possono che favorire in principio un pubblico selezionato. Si badi bene: Questo non deve essere necessariamente considerato un difetto dell'opera qui presentata. Luca GUIDO.

Philip SCHMITZ, Cato peripateticus – *stoische und peripatetische Ethik im Dialog. Cic. fin. 3 und der Aristotelismus des ersten Jh. v. Chr. (Xenarchos, Boethos und 'Areios Didymos')*, Berlin / New York, W. de Gruyter, 2014 (Untersuchungen zur antiken Literatur und ihrer Geschichte 113), XII-282 p., ISBN 978-3-11-033707-5.

Das Buch entwickelt aus einer Analyse von Cic., *fin.* 3 eine weitergehende These zur Diskussionssituation zwischen Stoikern und Peripatetikern im 1. Jh. v. Chr., insbesondere im Hinblick auf die Oikeiosis-Lehre, d.h. die Lehre, dass ein Lebewesen zunächst ein affektives Verhältnis zu sich selbst (individuelle Oikeiosis), dann zu anderen entwickelt (soziale Oikeiosis). – Der Autor argumentiert zunächst, dass sich mindestens zwei Passagen der von Cato vorgetragenen Darstellung der stoischen Ethik in *fin.* 3, die sich mit der Oikeiosis beschäftigen – 3, 16-19 (Teil II) und 3, 62-73 (Teil III), – als peripatetisch erweisen ließen, da sie sich einerseits von Chrysipps Position (nach Diogenes Laertios 7, 85) unterschieden und andererseits enge Parallelen zu den von Johannes Stobaios überlieferten peripatetischen Doxographien aufwiesen (z.B. *fin.* 3, 17 zu *Stob.* 2, 7, 13, p. 122, 11-123, 4, insbesondere in der Hinsicht, dass aus dem Selbstbezug rasch auch ein positiver Bezug zu den Teilen der eigenen Seele erwächst). Diese Passagen unterstützen Schmitz zufolge das Argument an entscheidenden und schwierigen Stellen, nämlich beim Übergang von der individuellen zur sozialen Oikeiosis, die in der Stoa unklar geblieben und in der Antike selbst kontrovers diskutiert worden sei (Nachweis in Teil IV). Aufgrund der Parallelen zu Cicero bei Stobaios, die ihrerseits in Teilen wörtlich mit der Doxographie des sogenannten Areios Didymos übereinstimmen, stellt Schmitz dann die Vermutung auf, die von Cicero verwendeten Lehrstücke seien auf Xenarchos zurückzuführen, für den eine Quelle Freundschaft mit Areios Didymos bezeugt; in dieser Hinsicht unterstützt Schmitz die traditionelle Zuschreibung der bei Stobaios überlieferten Doxographien an Areios Didymos (Teil VI). – Schmitz' Kernargument für diese Zuschreibungen besteht in der Rekonstruktion einer Theorie des Xenarchos und Boethos, die

Alexander von Aphrodisias in der sogenannten *Mantissa* (p. 150, 19-153, 27 Bruns) erwähnt. Indem Schmitz die beiden dort als Grundlage der Theorie genannten Stellen *Nikomachische Ethik* 8, 2, 1155b, 17-27 und 9, 8, 1168a, 35-b, 10 zur Ergänzung von Alexanders eigenen Angaben heranzieht, kann er Grundlinien einer möglichen peripatetischen Oikeiosis-Lehre entwickeln, die geeignet gewesen wäre, den Übergang von individueller zu sozialer Oikeiosis besser zu erklären, als das in den erhaltenen stoischen Quellen geleistet worden ist; sie könnte auch die Grundlage für die erwähnten Cicero-Stellen abgegeben haben. Schmitz' Rekonstruktion einer solchen Theorie greift besonders auf Aristoteles' Annahme zurück, der Freund als Gegenstand der Zuneigung (τὸ φιλητόν) bzw. des Strebens (τὸ ὀρεκτόν) könne als eine Art alter ego mit sich selbst als dem πρῶτον οἰκεῖον verbunden werden, so dass die Spannung von individueller und sozialer Oikeiosis zurücktrete (Teil V). Insgesamt bleibt die Rekonstruktion aber sehr spekulativ, weil Schmitz sich allein von inhaltlichen Überlegungen und Zitaten aus verschiedenen aristotelischen Schriften leiten lässt, von denen er voraussetzt, dass sie Xenarchos bzw. ähnlich arbeitenden peripatetischen Autoren bekannt waren. – Im Hinblick auf Cicero bleibt die Deutung auch nicht frei von Spannungen: Einerseits meint Schmitz, dass Cicero für *fin*. 3 zwei Quellen herangezogen habe, neben einer stoischen auch eine peripatetische, mit der Folge, dass *fin*. 3 (Schmitz zufolge) nicht mehr als Quelle für die orthodoxe Stoa angesehen werden dürfe (S. 242); andererseits lautet eine der Grundthesen des Buches, dass die peripatetische Oikeiosis-Lehre auch die Stoiker beeinflusst habe (S. 36-38). Beides kann zugleich wahr sein – schließlich kann Cicero sehr wohl eine Zusatzquelle herangezogen und so die stoische Oikeiosis-Lehre verbessert haben, und unabhängig von ihm können das auch einige Stoiker selbst ähnlich gemacht haben –, ergänzt sich aber nur bedingt. Denn es bleibt immer noch die Möglichkeit offen, dass schon Ciceros stoische Quelle für *fin*. 3 peripatetisches Material verarbeitet hatte, so dass nicht Cicero für die Amalgamierung verantwortlich wäre, sondern ein zeitgenössischer Stoiker, den Cicero korrekt wiedergegeben hätte. Ob ein solcher Stoizismus – trotz der Abweichung von Chrysipp – noch „orthodox" zu nennen wäre, ist wohl eher eine Quisquilie. – Derartige Rückfragen sind freilich bei dem hypothetischen Charakter des Themas kaum zu vermeiden; man muss Schmitz bescheinigen, dass er aufgrund der Quellen eine plausible Hypothese erarbeitet hat, die unseren Blick auf die Diskussionssituation zwischen Stoikern und Peripatetikern im 1. Jh. v. Chr. schärft. Besonders bedeutsam ist der Nachweis, dass ein Studium von Ciceros Quellen bis zu einem gewissen Grad in methodisch abgesicherter Weise möglich ist und zu einem besseren Verständnis von dessen Arbeitsweise beiträgt; hier wären weitere Studien wünschenswert. – Als Beispiel für Schmitz' äußerst sorgfältige Arbeitsweise sei abschließend auf seine Interpretation zweier Abschnitte aus einer viel zu wenig beachteten Quelle hingewiesen, nämlich aus Philons philosophischem Dialog *De animalibus*, der zum Thema Rationalität der Tiere eine diese bejahende und eine ablehnende Rede miteinander konfrontiert. Die zweite, von Philon selbst vorgetragene Rede, wird im Allgemeinen als stoisch angesehen. Ihre Position ist für Schmitz deswegen wichtig, weil hier jegliche Rationalität bei Tieren, anders als in *fin*. 3, kategorisch abgelehnt wird. Bemerkenswert ist, dass Schmitz die nur auf einem nicht leicht verständlichen (weil Wort für Wort aus dem Griechischen übertragenen) Armenisch erhaltenen und unkritisch edierten Texte neu übersetzt, wobei in der Tat Fortschritte in der Sache gelingen: So werden die letzten Sätze von *Phil. anim*. § 77 von Schmitz übersetzt: „Denn bezüglich dieser Dinge, wenn man die Wahrheit sagen soll, befleißigen sie sich ohne Vorbedingungen der Wahrheit. Welche Vorbedingungen sollten es denn auch sein, wenn es nicht schon vorher ein Erreichen des Wissens gibt, worin notwendigerweise die Grundlage der τέχνη ist? Die τέχνη nämlich ist eine Zusammensetzung von kataleptischen Vorstellungen?" Das ist anders als die

freien und kaum verständlichen Übersetzungen von Aucher 1822 (Latein) und Terian 1981 (Englisch) im Wesentlichen richtig, abgesehen davon, dass im vorletzten Satz für Arm. *arowestic'* der Plural τέχναι zu lesen wäre (richtig bei Terian 1981, falsch bei Aucher 1822). Schwierig bleibt zudem der letzte Satz, für den Schmitz, nach einer Anmerkung v. Arnims zu SVF 2, 731, σύστημα ἐκ καταλήψεως als Urtext annimmt, obwohl alle übrigen Belege für die stoische Definition von τέχνη σύστημα καταλήψεων συγγεγυμνασμένων lauten (SVF 2, 93-97 und 1, 73f.). Nun lautet das armenische *žołov miabanowt'eann hasaneloy* wörtlich entweder „Versammlung des Erreichens einer Zusammenstellung" oder, wahrscheinlicher, „Versammlung einer erreichten Zusammenstellung", wobei *žołov* („Versammlung") auch ohne *miabanowt'eann* σύστημα wiedergeben kann (Marcus 1933 s.v. *žołov*). Da zudem ἐκ im Armenischen sicherlich übersetzt worden wäre (z.B. *i hasmanē* für ἐκ καταλήψεως im Satz vorher), muss man an dieser Stelle entweder gleich (und wahrscheinlich richtig) eine Wiedergabe von σύστημα καταλήψεων συγγεγυμνασμένων vermuten, die aus stilistischen oder palägoraphischen Gründen im Singular verbleibt (so auch die Vermutung von Schmitz), oder zumindest an eine Wendung denken wie σύστημα καταλήψεως συγγενομένης. Eine kritische Edition des armenischen Philon, wie sie neuerdings für David Invincibilis vorgenommen würde, wäre zur näheren Klärung sehr wünschenswert. – Die sich hier andeutende Sorgfalt von Schmitz Arbeit lässt sich auch sonst im Hinblick auf die nicht ausufernde Darstellung, die sorgfältige Präsentation von Texten in Deutsch und Originaltext unter Angabe von Textabweichungen der Überlieferung nur loben; man hätte sich sogar bei manchen Interpretationen mehr Ausführlichkeit und etwas mehr Hintergrund gewünscht, um an jeder Stelle gut folgen zu können. In Anbetracht der intrikaten Detailargumentation helfen jedoch zahlreiche Zusammenfassungen, den Überblick zu bewahren, so dass dem Leser der Rezension ein Blick empfohlen sei, das Buch bei thematischem Interesse selbst zu konsultieren, da sich viele Beobachtungen nur durch enge Textarbeit verifizieren lassen. Matthias PERKAMS.

Frank STINI, *Plenum exiliis mare. Untersuchungen zum Exil in der römischen Kaiserzeit*, Stuttgart, Fr. Steiner, 2011 (Geographica Historica, 27), 24 × 17 cm, 378 p., 58 €, ISBN 978-3-515-09894-6.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas! Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die von Frank Stini (FS) überarbeitete Dissertation, welche im SS 2007 von der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Stuttgart angenommen wurde. Im Grunde genommen ist die Arbeit das Ergebnis einer elektronisch gestützten Quellenrechereche und -analyse des Exils in der Kaiserzeit. Nach einer kurzen Einführung (Kap. 1, 13-20) stellt FS den bisherigen Forschungsstand knapp dar: Die Forschung zum Exil in der Kaiserzeit ist bisher hauptsächlich von zwei Tendenzen charakterisiert. Zum einen werden die rechtgeschichtlichen Aspekte zum anderen die literarische Reflexion des Exilerlebnisses untersucht (Kap. 2, 21-28). Diese Arbeit möchte einige Lücke schließen, bzw. „die bisherige Forschung (…) um einige wesentliche Facetten zu bereichern" (19). Kap. 3 (29-53) erklärt die rechtsgeschichtlichen Aspekte sowie die Terminologie. Aus Platzgründen sei nur darauf hingewiesen. Kap. 4 (55-63) befasst sich mit der quantitativen Dimension und Quellenbasis, wobei „für die Zeit vom Tod Caesars bis zum Ende des Principats (…) rund 250 namentlich bekannte Exulanten ermittelt werden [konnten]" (56). Kap. 5 untersucht die betroffenen Personen und Personengruppen (65-116). Unter den bedeutendsten seien hier die: Angehörigen des Kaiserhauses (66-76), Oppositionellen (76-82), Statthalter und anderen Provinzialbeamte (82-85), Astrologen (85-93), Philosophen (93-104), Schauspieler (104-111), Peregrine (111-114) und schließlich

Delatoren (114-115). FS erklärt desweiteren, dass die kollektive Ausweisung in der Zeit von Augustus bis Trajan am häufigsten vorkam. Diese Maßnahmen waren „von vorübergehenden Dauer und in den meisten Fällen wurde eine Ausweisung aus Rom oder aus Italien [hier ist wohl die italische Halbinsel gemeint, *n.d.verf.*] als ausreichend betrachtet“ (116). Kap. 6 ist das größte Kapitel (117-188) und wird aufgrund seiner Länge in vier unterschiedlichen Unterkapiteln unterteilt. 6.1 widmet sich der Flexibilität bei der Strafbemessung (117-135): Exilstrafen waren im Römische Strafrecht fest verankert und durch ihren hohen Maß an Flexibilität konnte der Kaiser oder die jeweiligen Statthalter Milde oder Strenge zeigen. Mit dem Thema der Reversibilität beschäftigen sich Kap. 6.2 (Reversibilität der Exilstrafe: Begnadigung, 135-155) und 6.3 (Reversibilität der Exilstrafe: Tötung des Verbannten am Exilort, 155-168). Insbesondere bemerkt FS bei 6.3: „Zu diesem Phänomen, der Ermordung von Verbannten am Exilort oder auf dem Weg ins Exil, liegen zahlreiche Quellenstellen vor. Rund 30 Exulanten sollen auf diese Weise ums Leben gekommen sein“ (155). Warum es zur Eliminierung kam, erklärt FS wenig später: „Mehrere Schilderungen von Verbannungen erwecken außerdem sogar den Eindruck, als sei die Exilstrafe zuweilen gerade in der Absicht verhängt worden, den Verurteilten quasi unter Täuschung der Öffentlichkeit sofort oder zu einem späteren Zeitpunkt zu beseitigen“ (156). Die Sicherheitsaspekte des Exilortes bilden 6.4: Jeder Ort konnte grundsätzlich als Verbannungsort in Frage kommen, solange einige Anforderungen erfüllt werden konnten: die militärischen Bewachung, die vollständige (politische und geographische) Isolation der Zielperson. Ein Exkursus zur Internierung von Klientelkönigen (6.5, 184-188) schließt das Kapitel ab. Kap. 7 (189-212) untersucht die geographischen Aspekte des Verbannungsortes: Aufgrund der oben gelisteten Standards, die jeder Ort erfüllen musste waren die Mittelmeerinsel die bestmögliche Lösung: durch die Nahe an der italischen Halbinsel konnte nicht nur die Überwachung bestens organisiert, sondern auch der Kaiser schnell informiert werden. Eine Zusammenfassung (Kap. 8, 213-218) schließt die Dissertation ab. Es folgen ein langer und nützlicher prosopographisch angelegter alphabetischer Katalog der im Buch genannten Verbannten (219-277) und eine chronologische Tabelle, welche der „chronologischen Ordnung der im alphabetischen Katalog aufgelisteten Exulanten“ (279) dient (279-299). Quellen- und Literaturverzeichnis (301-337) sowie ein Personen- (340-348), geographisches (349-351) Sach- (352-356) und Stellenregister (357-373) runden die Arbeit ab. – Diese Arbeit hinterlässt insgesamt einen sehr positiven Eindruck. Die Quellen sind akribisch recherchiert und ihre Aussagen genau geprüft. Leider – wie der Autor selbst zugibt – sind die Papyri dieses Mal nicht in die Untersuchung integriert worden. Wenn man aber bedenkt, dass aufgrund der papyrologischen Quelle diese Arbeit erst viel später auf den Markt gekommen wäre, kann man dies nicht wirklich als ein entscheidendes Manko ansehen, um diese gelungene Arbeit zu beurteilen. Luca GUIDO.

Maia WELLINGTON GAHTAN / Donatella PEGAZZANO (eds.), *Museum Archetypes and Collecting in the Ancient World*, Leyde / Boston, Brill, 2015 (Monumenta Graeca et Romana, 21), 30 × 22 cm, XIV-222 p., fig., 135 €, ISBN 978-90-04-28050-2.

Der vorliegende Band geht auf eine internationale Tagung zurück, die 2013 vom Department of Museum Studies des Istituto Lorenzo de‘ Medici in Florenz und von den Museologen des Dipartimento di Storia, Archeologia, Geografia, Arte e Spettacolo dell’Università degli Studi di Firenze veranstaltet wurde. Vierzehn Vorträge behandeln Facetten des Themas in chronologischer Reihenfolge. Eine ausführliche Übersicht der beiden Herausgeberinnen zu antiken Sammlungen aller Art dient als Einleitung (S. 1-18) und ersetzt dem eiligen Leser bereits das ganze Buch. Ein Nachwort von Jaś Elsner

(S. 156-162) stellt dem Sammeln von Objekten das Sammeln von Texten an die Seite und bedenkt die Folgen für unser Antikenverständnis, welche die überlieferte Auswahl auf beiden Gebieten hat. Am Ende stehen eine Bibliographie der (nicht vollständig) zitierten einschlägigen Werke und nicht weniger als fünf Indizes. Schwarz-weiß-Abbildungen sind auf wenige Artikel verteilt, dabei sind einige topographische Photos wenig hilfreich, einige römische Wandmalereien schlicht irreführend. Von den Autoren kommen sieben aus Nordamerika, sieben aus Italien, der Rest aus vier europäischen Nationen, gleichwohl erscheinen alle Beiträge auf englisch. Dreizehn Autoren sind weiblich, nur fünf männlich – auch dies Ausdruck der gegenwärtigen Entwicklung der Altertumswissenschaften. – Generell sieht man im Sammeln wertvoller Gegenstände während der Antike Vorläufer der neuzeitlichen Museen. Schon für den Alten Orient stellt M. Franci (S. 19-23) Beispiele zusammen. Doch scheint mir die Aufbewahrung fremder Götterstatuen und anderer Trophäen aus Kriegsbeute oder die Wertschätzung diplomatischer Geschenke nicht ein Ausdruck ästhetischen, sondern machtpolitischen Interesses zu sein. Auch das von M.M. Miles (S. 33-44) im klassischen Griechenland untersuchte Anwachsen und Zurschaustellen des privaten Luxus während des 5. und 4. Jh. v. Chr. ist noch keine Sammlung um ihrer selbst willen, sondern nichts anderes als schiere Selbstdarstellung der Besitzer. Dasselbe gilt auch für den römischen Tafelluxus, den I.G. Mastrorosa (S. 102-108) ausschließlich aus Schriftquellen behandelt. Anders steht es mit den von J. Shaya (S. 24-32) studierten hellenistischen Inschriften griechischer Tempelinventare. Sie dokumentieren den Reichtum der Gottheit in einem Verwaltungsakt, aber zugleich auch als rituelle Handlung. Gerade die Aufzeichnung durch Brand verlorener Votive in der lindischen Tempelchronik von 99 v. Chr. belegt die Wertschätzung kostbarer Gaben als Ausdruck der Macht und des Alters der Göttin. Im Hellenismus geht die Prunkentfaltung der Herrscher teilweise in das gezielte Sammeln wertvoller Kunstwerke über. A. Kuttner (S. 45-53) faßt die Quellen für Kunstmarkt und -kennerschaft, ja sogar Kunsterziehung von Prinzen in Makedonien und Alexandria zusammen. Ausführlich geht sie auf die archäologisch bruchstückhaft nachgewiesene „Skulpturensammlung“ im Athena-Heiligtum und im Palast von Pergamon ein. Seien sie erbeutet oder gekauft, die Statuen stammen von weither und aus verschiedener Zeit. Sogar archaische Werke und archaistische Neuschöpfungen kommen vor. Die Autorin deutet die Vermischung neuer und alter Kunst als Bewußtsein für das kulturelle Erbe aller Griechen. Richtigerweise räumt sie ein, dass die Wertschätzung nicht nur eine ästhetische, sondern wohl auch eine religiöse war. In einem geistreichen, sehr spekulativen Aufsatz versucht E. Prioux (S. 54-71) nachzuweisen, dass nach dem Vorbild von Poseidippos‘ Lithiká in augusteischer Zeit Gemmen von Vasallenkönigen wie Juba II. oder Polemon I. und II. gesammelt und in Gedichten beschrieben wurden. S. 72-77 enthalten P. Liveranis Zusammenstellung der spärlichen Quellen für Inventare (*synopseis*) der öffentlichen Statuen in Rom und anderswo. Sie dienten den *Curatores statuarum* zur polizeilichen Kontrolle und keineswegs als kunsthistorische Bestandsaufnahme. A. Bounia (S. 78-90) wendet gemäß ihrer „Collecting Theory“ die vier Parameter „Antiquarianism, Gift Exchange, Identity and Time-Space“ auf das römische Sammeln an. Für Plinius d. Ä. hat eine Kunstsammlung angeblich nur einen ideologischen Wert, aber keinen ästhetischen. Dem gierigen, irrationalen Sammeln eines Verres stellt sie Ciceros Sammeln als von *decorum* und *utilitas* bestimmt entgegen. Freilich war Verres ein ausgesprochener Kunstkenner und -händler, während Cicero nur seine Villa angemessen ausstattete. A. Lazzaretti (S. 91-101) wiederholt in sorgfältiger Auswertung der Verrinen und der Briefe an Atticus die Gegenüberstellung der beiden Kontrahenten. F. Ghedini und G. Salvo (S. 109-117) sammeln die durchweg schwachen literarischen und archäologischen Evidenzen für Pinakotheken bei Griechen und Römern. Auch N. Jones (S. 118-128) bemüht sich vergeblich, unter

Heranziehung der *termini technici* zu Gemälden in delischen Tempelinventaren die verschiedenen Bildformen in den Cubicula B und D der Villa unter der Farnesina als fiktive Wiedergabe einer Pinakothek zu verstehen. Er verkennt dabei gründlich das virtuose, ironische Spiel des späten Zweiten Stils mit heterogenen Elementen. Unbenommen sei, dass die Nachahmung weißgrundiger hochklassischer Gemälde auf das tatsächliche Sammeln solcher Originale hindeutet. R. Neudecker (S. 129-136) beschreibt so bekannte Skulpturenkomplexe wie im römischen Forum Pacis, in der Villa dei Papiri von Herculaneum, im Canopus der Villa Hadriana und in der Casa degli Amorini dorati von Pompeji, wobei er zurecht betont, dass der moderne Begriff „Kunstsammlung" für die römische Antike irreführend sei. Der religiöse Kontext bleibe an den Objekten haften. Die Spätantike wird nur von zwei Aufsätzen behandelt: L. Stirling (S. 137-145) gibt eine materialreiche Übersicht zur statuarischen Ausstattung spätantiker Villen. Sie teilt den (oft ja nicht vollständig aufgefundenen) Bestand ein in 1. überkommene, 2. gebraucht gekaufte, 3. aus öffentlichen Gebäuden übernommene und 4. zeitgenössische Statu(ett)en. Sie läßt eine berechtigte Skepsis erkennen, diese Befunde als „Sammlungen" anzusehen. Eine Villenausstattung hat eben religiöse, repräsentative und nicht zuletzt dekorative Absichten. S. Bassett (S. 146-155) beschreibt die Ausschmückung Konstantinopels seit 324 n. Chr. mittels importierter Statuen. Ihre Behauptung, diese sollten der neuen Hauptstadt eine Vergangenheit geben, halte ich für verfehlt. Byzantion bestand schon viele Jahrhunderte, und die kaiserlichen Neuerwerbungen waren zwar zum Teil sehr alt und kostbar, aber thematisch konventionell. Sie betonten die mythische Vergangenheit, die gegenwärtige Macht und die griechische Bildung und dienten der angemessenen Auszeichnung der Stadt. Damit kontrastiert Bassett das am Ende des 4. Jh. n. Chr. einsetzende Sammeln oder Transferieren heiliger Reliquien zur Herstellung einer christlichen Identität des neuen Roms. – Das Buch ist sorgfältig redigiert und gesetzt. Man stößt sich höchstens an dem Manierismus, statt „Rome" immer „Roma" zu schreiben, statt „Athens" „Athenai" und gar „Jerusalem" durch Yerushalayim" oder „Carthage" durch „Kart Hadasht" zu ersetzen. Ein paar Fehler sind stehengeblieben: S. 16 wird Casa degli Epigrammi Greci in Pompeji mit der Casa di Meleagro verwechselt. S. 39 steht „oikistes" statt „ktistes". S. 47 findet sich das falsche Zitat „Aristoteles' *Nikomakhea ethika* (1337b-1338b)" anstelle von „*Aristot. Pol.* (1337b-1338a)". S. 49 wird der hochklassische Bildhauer Kresilas dem Strengen Stil zugeordnet und S. 146 das Nymphäum von Milet statt ins 1. Jh. n. Chr. ins 2. Jh. datiert und die Statuenausstattung fälschlich dem 3. Jh. zugeschrieben. – Der inhaltsreiche Band bietet wenig Neues, da die Mehrzahl der Autoren über ihren Gegenstand schon anderweitig publiziert haben. Aber es ermöglicht monolingualen amerikanischen Studenten eine sehr nützliche Übersicht über ein vielseitiges, wenn auch oft nur virtuelles Thema. Fraglich ist, ob der S. 18 ausgesprochene Wunsch „to recognize how the collecting of the modern periods cannot be explained if not by recourse to the ancient world in which we find most of its roots" erfüllt wurde. Wenn wir schon so wenig über antike Kunstsammlungen wissen, was hatten die Sammler und Humanisten der Renaissance mehr zur Verfügung als Plinius d. Ä. und Martial? Ihr Sammeltrieb brauchte keine antiken Vorbilder, er ist eine anthropologische Konstante.

Volker MICHAEL STROCKA.